

daunlots.

**internetbeiträge des christine-koch-
mundartarchivs
am maschinen- und heimatmuseum eslohe.
nr. 21**



**Vorgestellt:
Albert Stahl
aus Drolshagen-Halbhusten**

eslohe 2010

Über den Herausgeber der „daunlots“

Das CHRISTINE KOCH-MUNDARTARCHIV am Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe (www.sauerlandmundart.de) wurde ursprünglich 1987 ins Leben gerufen, um das Werk der sauerländischen Mundartlyrikerin Christine Koch (1869-1951) auf der Grundlage des handschriftlichen Nachlasses zu erschließen. Zur Arbeit gehörte jedoch von Anfang an der Blick auf weitere Mundartdichter der Region (Kreis Olpe, Hochsauerlandkreis, Kreis Soest, Märkischer Kreis). Seit Abschluß der Esloher Christine-Koch-Werkausgabe im Jahr 1994 fanden zudem sehr viele „kleine Autorinnen und Autoren“ Eingang in die Sammlung.

Der seit fast einem Vierteljahrhundert zusammengetragene Archivfundus soll kein Friedhof für eine tote Sprache werden. Deshalb erschließen und vermitteln wir ihn durch unsere Veröffentlichungen (Christine Koch-Werke, Buchreihe „Mundartliteratur“, Internetpublikationen). Da das Archiv keine öffentliche Institution mit hauptamtlichem Personal darstellt, konzentriert sich die Arbeit ganz auf dieses Angebot.

Gleichzeitig gehört das Maschinen- und Heimatmuseum Eslohe (als Betreiber des CHRISTINE KOCH-MUNDARTARCHIVS) auch zu den Gründungsmitgliedern des Trägerkreises MUNDARTARCHIV SAUERLAND (c./o. Stertschultenhof, Olper Str. 3, 59889 Eslohe-Cobbenrode). Diese überregionale Einrichtung für die Kreise Olpe und Hochsauerland wird betreut vom niederdeutschen Philologen Dr. Werner Beckmann.



Impressum

Vorgestellt: Albert Stahl aus Drolshagen-Halbhusten. = daunlots. internetbeiträge des christine-koch-mundartarchivs am maschinen- und heimatmuseum eslohe. nr. 21. Eslohe 2010.
www.sauerlandmundart.de



Die kostenlose Verbreitung dieser Ausgabe der „daunlots“ ist erlaubt und erwünscht.

Allein die kommerzielle, auf Profit ausgerichtete Nutzung unserer Internetangebote ist untersagt.

Die in dieser Ausgabe der „daunlots“ aufgenommene Auswahl von plattdeutschen Werken Albert Stahls wurde vom Autor selbst vorgenommen und im Layout gestaltet. Alle besonderen Urheberrechte für diese Texte verbleiben bei ihm.

Inhaltsverzeichnis

Vorstellung des Autors	5
Dorfleben-Titelbild	10
Geleitwort des Buchherausgebers	13
Ein Wort zuvor	14
Das Brachtpetal	17
Landarbeit	18
Im Frühjahr-Hafersäen	19
Der Anbau von Roggen	23
Die Kartoffel	31
Im Hauberg	34
Von Menschen und Tieren	41
Sprichwörter und Redensarten	56
Vom Essen und Trinken	57
Der gute alte Küchenherd	58
Die Brennnessel	70
Vom Brot	78
Schweinehaltung	88
Religion und Brauchtum	92
Über Gott und die Welt	93
Die Fastenzeit	112
Ostern	117
Weihnachten damals	120
Vor und nach dem Konzil	126
Vom Leben auf dem Lande	142
Kinderspiele	143
Richtfest	148
Wasser – Wäsche – Hygiene	154
Geschichten ut dem Ieserkuser Grunde	159
Aufbau des Gesamtwerkes	163
Nachwort	167

Die hier vorgestellten Texte sind ein Auszug
aus dem 2009 durch den Heimatverein Drolshagen e. V.
herausgegebenen Buch
DORFLEBEN

Vorstellung des Autors:

STAHL, ALBERT (*1933)
DROLSHAGEN-HALBHUSTEN, WENDEN-
HÜNSBORN



Geboren am 19.9.1933 in Halbhusten (Kirchspiel Drolshagen). – Er war „Lehrer in Hünsborn. Dort beschränkte er seine Tätigkeit nicht auf Schule und Unterricht, sondern engagierte sich zugleich in der Kirchengemeinde wie im Dorf“ (Heimatstimmen Olpe F 225, S. 400f). – *Autobiographische Vorstellung:* „Im südlichen Abschnitt der Stadt Drolshagen, hart an der Grenze zum Oberbergischen Kreise, liegt Halbhusten, ein kleines Dorf mit damals etwa 100 Einwohnern. Es gehörte Jahrhunderte hindurch zur St.-Clemens-Kirchengemeinde in Drolshagen, ist geschichtlich und kulturell mit dem Zentralorte eng verbunden. Geboren wurde ich dort als elftes und jüngstes Kind der Eheleute Albert Stahl und Berta, geb Bechheim.

Beide waren in dem Orte aufgewachsen und betrieben hier eine eher kleine Landwirtschaft. Das Leben auf dem Bauernhofe zusammen mit dem Vieh unter einem Dache wurde bestimmt durch den Rhythmus der Jahreszeiten und die dadurch bedingten Arbeiten. So bildete sich eine enge Naturverbundenheit heraus, die sich bis ins Alter erhalten hat.

Die Menschen wurden aber auch geprägt durch die religiösen Übungen im Ablauf von Tag, Woche und Jahr. Diese Erfahrungen bewirkten ein starkes Interesse an den Strömungen und Vorgängen in der Welt der Religionen. Der Besuch der Grundschule fiel in die Zeit des 2. Weltkrieges. Von 1944 bis 1953 war ich sodann Schüler des Städtischen Gymnasiums zu Olpe und legte dort meine Reifeprüfung ab.

Es schloß sich an das Studium an der Philosophisch-Theologischen Akademie zu Paderborn und an der Universität zu Bonn. Schließlich wechselte ich mein Studienfach und ging zur Pädagogischen Hochschule nach Köln. 1958 kam ich als Lehrer an die vierklassige Volksschule in Hünsborn, Gemeinde Wenden, Kreis Olpe. Ab 1963 unterrichtete ich in Oberveischede bei Olpe bis zur Auflösung der kleineren Landschulen 1969. Nach zwei Jahren als Lehrer an der Hauptschule zu Gerlingen wurde ich Konrektor an der Grundschule zu Hünsborn und blieb dort bis zu meiner Pensionierung im Jahre 1995.

Erst dann hatte ich Muße, meine Erfahrungen niederzuschreiben. Während meiner Zeit auf dem Lande konnte ich den Untergang der alten Bauernkultur miterleben, mußte sehen, wie eine Jahrhunderte alte Arbeits- und Lebensweise im Laufe von zwanzig Jahren verschwand. Es reizte mich, die dörflichen Verhältnisse meiner Kindheits- und Jugendzeit vor dem Vergessen zu bewahren und sie aufzuzeichnen. Da nun aber die niederdeutsche Sprache eng mit dieser früheren Lebensart verbunden war, hielt ich es für sinnvoll, die Geschichten in der heimischen Mundart zu schreiben. Daneben habe ich mehrere Geschichten – auch diverse Märchen – aus dem deutschen Sprachraum, aber auch aus dem Flämischen, aus dem Englischen und auch aus dem Französischen übertragen, einige auch zum Vortrag mit verteilten Rollen eingerichtet. Dankbare Zuhörer und Akteure fand ich für die Geschichten in den Mitgliedern der Drolshagener Plattdt. Runde. Einige Texte wurden in Heimatzeitschriften veröffentlicht. Gelegenheit zum Sprechen der Mundart finde ich beim recht häufigen Besuch meiner Geschwister und der anderen Bewohner des Geburtsortes. Dort ist das Niederdeutsche noch recht verbreitet“ (Brief an P.B., 16.7.2008).

Zum Sprachhintergrund: Dr. W. BECKMANN hat mit Albert Stahl ein Interview für das MUNDARTARCHIV SAUERLAND durchgeführt (23.11.1999; jetzt veröffentlicht in der ANTHOLOGIE „Imme Siuerlanne“ 2009).

Dort gibt A. Stahl Auskunft über die eigene sprachliche Sozialisation: [Sind Sie mit Platt oder Hochdeutsch groß geworden?] „Iëck glöüwe, dat met dian klenderen Blaen houchdütsch gespruaken worte. Iëck erinnere miëck noch an eine Geschichte, do wor iëck in diam Zimmer van miener Süster, un haa do wall en Appel weggenuammen – do worent Äppele verstiaken – un do kiümmet de Süster un siëtt: >Bübchen, was tust du in meinem Stübchen?< Insoufern zeigt dat, dat wall – eïger houchdütsch gespruaken worte met jüngerem Kingern.“ [Konnten Sie bei der Einschulung Hochdeutsch sprechen?]

„Doch, dat het mi keine Schwierigkeiten gemaket, iëck weït blous van andern, dei an dem eïsten Daa odder in dian eïsten Daan – fast de Lehrerin nit verstohn kunnent.“ [Wie wurde in der Familie gesprochen?] „Vi hent unger uns allgemein platt gespruaken, ouk später noch, ouk jetzt noch, met mienen Geschwistern.“ [Das reine Platt des Geburtsortes?] „Jo, glöüwe iëck doch. Iëck hewwe miëck extra tehoupe genuammen, im Wendschen nit Wendsch Platt met te spriaken, domet dat nit vermischet wörte. Vi hent froiher nämlich mannigmol gelachet, wann einer in’t Wendsche getuan wor, koom retour, un sprook dann sou’n Kauderwelsch durchenein, dat het uns nü gepas-set.“

Zum plattdeutschen Werk: Albert Stahl vermittelt in seinen Mundarttexten sehr anschaulich – in Form einer eher nüchternen Prosa – autobiographische Erinnerungen. Diese sind gut erzählt und zugleich mit Blick auf Sozialgeschichte und Leutekunde von großem Wert (z.B. Hütealltag, kleinbäuerliches Leben, Arbeit der Holzfäller, religiöses Brauchtum, Schulweg). Die kleineren Arbeiten münden in sein großes Werk „Dorfleben“ (2009), in dem – vom Verfasser mit hoher Computerkompetenz selbst gesetzt – hoch- und plattdeutsche Spalten nebeneinander stehen. In der Zueignung an die eigene Mutter Berta Stahl (1892-1980) schreibt der Autor dieses „wunderbaren Nachrufs auf eine verdämmernde Sprache und eine untergegangene Welt“ (H. Halbfas): „Wat mie biem Schrieben opgefallen is: Sochte iëck es en passend Woord, dann hoorte iëck deipe im Innern, wou miene Mutter dat wall gesacht hee.“ – 2004 hat A. Stahl für den Plattdeutschen Arbeitskreis Drolshagen u.a. auch zwei Weihnachtsspiele vorgelegt, in deren Mittelpunkt die Frohe Botschaft für die Armen steht.

Selbständige hdt. Veröffentlichung: *Hünsborn ehrt Sankt Kunibertus*. Ein Begleiter auf dem Weg durch die Geschichte der Pfarrei Sankt Kunibertus Hünsborn. Hünsborn: Selbstverl. 2006.

Selbständige ndt. Veröffentlichung: *Dorfleben*. Vergangen, aber nicht vergessen. Hochdeutsch und in Drolshagener Mundart. = Schriftenreihe des Heimatvereins für das Drolshagener Land Bd. 4. Drolshagen 2009. [535S.; hdt./ndt. in Spalten; reichhaltige Fotoillustr.]

Unselbständige ndt. Veröffentlichungen: (2000): *Vam Raadföüheren*. In Drolshagener Platt [Prosa]. In: Heimatstimmen Olpe F 198/2000, S. 53-55. – (2001): *Christdach* [Prosa]. In: Heimatstimmen Olpe F 205/2001, S. 343-348. – (2002): *Der Kloos küümmet* [Prosa, mit Foto]. In: Heimatstimmen Olpe F 209/2002, S. 325-330. – (2004a): *Mien Schaulewiag noh me Gymnasium* [Prosa]. In: Heimatstimmen Olpe F 215/2004, S. 149-157. – (2004b): *Wat en Boum!* Eine Geschichte in Drolshagener Platt. In: Sauerland Nr. 4/2004, S. 198. – (2005a): *Lüh un Veih*. Beobachtungen und Erinnerungen in Dräulzer Platt [Prosa]. In: Sauerland Nr. 2/2005, S. 84-86 und Nr. 3/2005, S. 133-135. – (2005b): *Ousteren* [Prosa]. In: Heimatstimmen Olpe F 218/2005, S. 57-64. – (2006): *Niëttelen* [Prosa]. In: Heimatstimmen Olpe F 224/2006, S. 267-272. – (2007): *En Funken van Huapenunge* [Prosa; ndt./hdt.]. In: Sonntagsanzeiger SWA, für den Kreis Olpe, 22.12.2007. – (2008): *De Tufelen* [Prosa]. In: Heimatstimmen Olpe F 232/2008, S. 269-290. – Die zahlr. hdt. Veröffentlichungen mit Regionalbezug sind nicht aufgeführt.

Texte in →ANTHOLOGIEN: Mundartarchiv Sauerland: Imme Siuerlanne 2009 [Texte als Tonaufnahme im Mundartarchiv Sauerland] – Mundartarchiv Sauerland: Plattdeutsches Leseheft 2008 – Mundartarchiv Sauerland: Op Platt 2 [m. Tonaufnahme auf CD].

TONINTERVIEWS (←): Aufnahme aus dem Jahr 1999 im MUNDARTARCHIV SAUERLAND, Ortsmundart: Halbhusten [vorgesehen zu Veröffentlichung in der CD-Heftreihe „Mundartarchiv Sauerland: Op Platt“].

Über A. Stahl: *Beckmann*, Werner (Bearb.): Interview op Platt - mit Albert Stahl [Mundartarchiv Sauerland, als Text u. Audio-CD]. – *Beckmann*, Werner: Plattdt. Sprache und Literatur im Kreis Olpe. In: Heimatstimmen Olpe F 200 (2000), S. 315-330. [S. 323 Erwähnung] – *Halbfas*, Hubertus: Hünsborn ehrt Sankt Kunibertus [Rez.]. In: Heimatstimmen Olpe F 225 (2006), S. 400f. – *Sprachgut am Leben erhalten*. Plattdt. Runde 1979 ins Leben gerufen. In: Siegener Ztg., Olper Ausg., 2.8.2008. – *Plattdt. Runde wahrt Tradition*. In: SWA, Sonntags- und Wochen-Anzeiger, Kr. Olpe, 3.8.2008. – *Albert Stahl. Ein Blick in die „gute alte Zeit“*. In: Westfalenpost Olpe-Wenden-Drolshagen, 26.9.2009. – *Schüler lernen das alte Drolshagen kennen*. In: Westfalenpost Olpe-Wenden-Drolshagen, 24.12.2009.

Dieser Beitrag zu Albert Stahl folgt mit geringfügigen Abweichungen dem folgenden Lexikon aus unserem Archiv:

Peter Bürger:

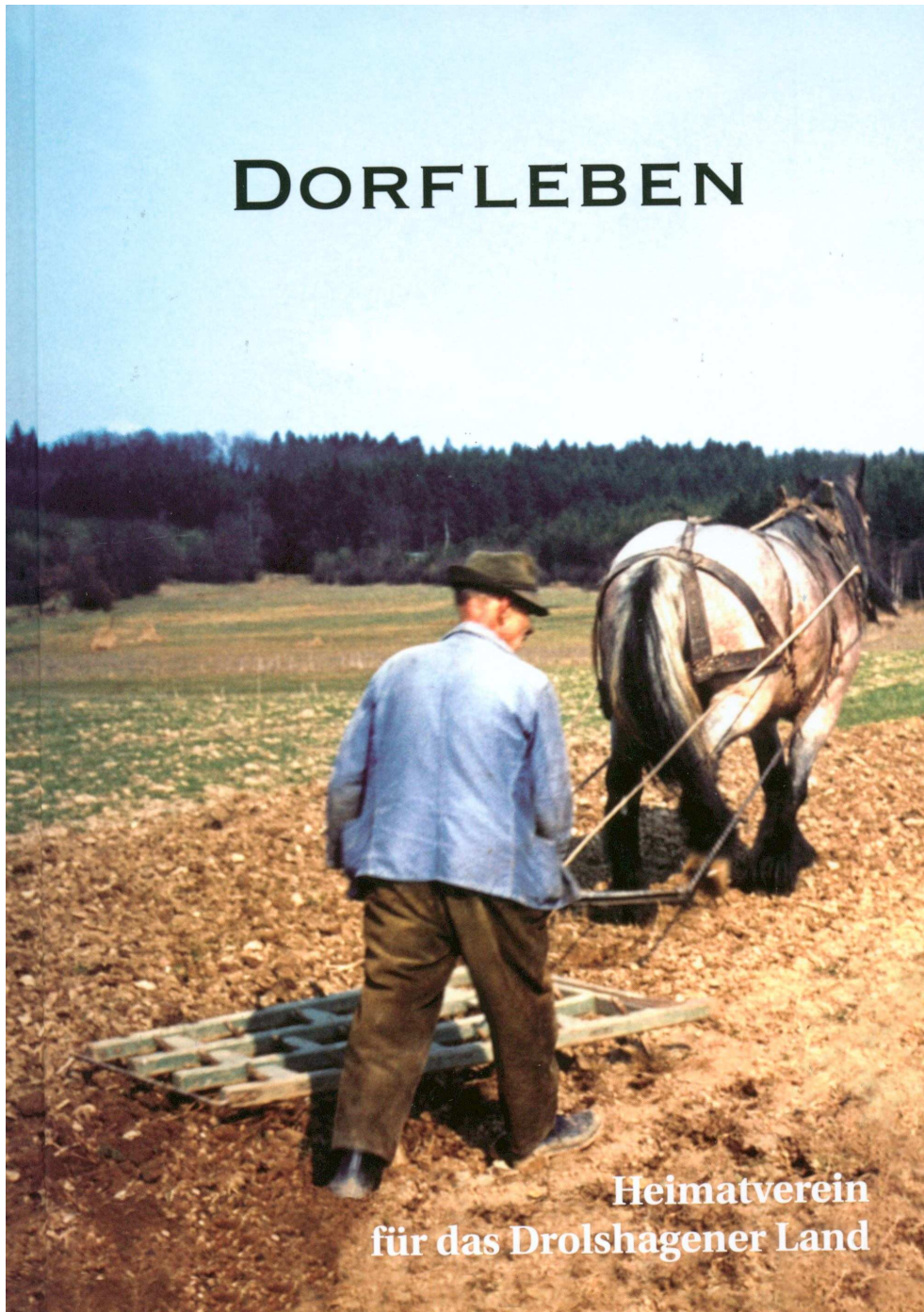
Im reypen Koren.

Ein Nachschlagewerk zu Mundartautoren, Sprachzeugnissen und plattdeutschen Unternehmungen im Sauerland und in angrenzenden Gebieten.

Eslohe: Maschinen- und Heimatmuseum 2010.
(768 Seiten – fester farbiger Einband 30,00 Euro)

Vgl. zu diesem Werk „daunlots nr. 6“ auf www.sauerlandmundart.de

DORFLEBEN



ALBERT STAHL
DORFLEBEN

VERGANGEN, ABER NICHT VERGESSEN

HOCHDEUTSCH UND IN DROLSHAGENER MUNDART
HEIMATVEREIN FÜR DAS DROLSHAGENER LAND E. V.

Schriftenreihe des Heimatvereins für das Drolshagener Land
Band 4

www.heimatverein-drolshagen.de

© 2009 Albert Stahl
Gestaltung und Satz: Albert Stahl
Druck: Nickel-Printconcept GmbH,
35716 Dietzhölztal

MOTTO:

„WAS ICH WOLLTE,
SEHT IHR SELBER!

NICHT DAS GANZE,
GROSSE LEBEN —

NEIN, NUR KLEINE
LEBENSSTÜCKCHEN

WOLLT' ICH EUCH
ZUM BESTEN GEBEN!“

(FRIEDRICH WILHELM GRIMME)

ZUM GELEIT (ZUR GEDRUCKTEN GESAMTAUSGABE)

Tausend Jahre hindurch hat bäuerliches Leben unsere Dörfer geprägt. In den Häusern lebten Menschen und Tiere zusammen. Kuh, Ziege und Schwein im Stall, Hühner rings ums Haus, der umzäunte Küchengarten nebenan, alle Arbeit, auch die der Handwerker, auf Vieh, Wald und Feld bezogen.

In den letzten Jahrzehnten ist diese Welt verschwunden. Stall und Scheune sind umgenutzt. Wo Garten war ist jetzt Rasen. Die Häuser wurden modernisiert, langsam verstädtet das alte Dorf, von den Bewohnern kaum wahrgenommen. Zur Arbeit fahren die meisten aus dem Dorf hinaus. Sie kommen mit neuen Erfahrungen, Ideen und Wünschen zurück. In die Dorfschulen, die 1968 aufgegeben wurden, sind die meisten nicht mehr gegangen. Bald wird auch der Rückzug der Kirche zu spüren sein. Das „Kirchspiel Drolshagen“ verliert schon im nächsten Jahrzehnt seine tausendjährige seelsorgerliche Eigenständigkeit. Auch an der Glaubenswelt, an Bräuchen und Festen, gehen diese Veränderungen nicht spurlos vorbei – aber niemand hat die Phantasie, sich vorzustellen, wie das Leben sich weiter wandeln wird, wie unsere Nachkommen in fünfzig, in hundert Jahren ... leben, denken und glauben werden.

Umso wichtiger ist es, nicht zu vergessen, woher wir kommen und wie unsere Vorfahren lebten. Bald wird es die Generation, die noch mit Kuh und Ziege im eigenen Haus heranwuchs, nicht mehr geben. Die Zeugen einer Welt, die noch der letzte Saum des Mittelalters berührte, lassen sich dann nicht mehr befragen.

Mit diesem Buch aber bleibt allen späteren Generationen ein Gesprächspartner erhalten. Albert Stahl erzählt, wou dat in siener Kinger- un Jugendtied tauging, wou et freuher bie iamme te Heime wor, wat sou im Duarrepe vüarfeil, un wou wall dei Lüh iübbber Guadd un de Welt dachtent. Er tut es in Platt und in Hochdeutsch: Ein wunderbarer Nachruf auf eine verdämmernde Sprache und eine untergegangene Welt, die aber humane Maßstäbe hatte, die weiterhin gelten.

Hubertus Halbfas

HEIMAT

IST DIE SPRACHE,
IST DIE LANDSCHAFT,
IST DER GLAUBE,
SIND MENSCHEN, DENEN MAN VERTRAUT,
SIND MENSCHEN, DIE ZU EINEM STEHEN.

RUTH LAPIDE

EIN WORT ZUVOR — EN WOORT VÜARRUT

Regen fällt vom Himmel, belebt die Natur, versickert in dem Boden und hält sich noch über viele Jahre hinweg im Grundwasser. Tiefe Brunnen reichen bis an den Vorrat heran. Man kann daraus schöpfen und einschenken. So sinken auch unsere Tage mit ihren Freuden und Mühen hinab in das große Meer der Geschichte. Auch die Zeit unserer Eltern und Großeltern ist Teil dieses weiten Ozeans.

Rian fällt vam Hiëmmel, beliahet de Natur, versickert in der Eere un höllt siëck noch johrelang im Grundwater. Deipe Pütze reikent bit an dian Vüarroot heraan. Me kann dovan schöppen un utschüdden.

Sou sinkent ouk unse Dah met allem Spaß un allen Meuhlen aff in dat groute Meer van der Geschichte. Ouk dei Tied van unsen Ellern un Groutellern is en Deil van diam wiën Ozean.

DORFLEBEN

Nun soll ein Fingerhut voll der Erinnerungen aus dem Brunnen an das Tageslicht gehoben werden, damit man einen kleinen Eindruck davon bekommt, wie es in meiner Kinder- und Jugendzeit zuging, wie wir früher in unserem Hause lebten, was sich in Dorf und Region ereignete, welche Feste gefeiert wurden, wie man die Feldarbeit im Jahreslauf erledigte, wie die Menschen über Gott und die Welt dachten und entsprechend miteinander lebten.

„Erzähle doch weiter von früher!“ ließen sich die Kinder in der Schule dann und wann vernehmen, wenn ich heutige Verhältnisse mit früheren Lebensweisen vergleichen wollte, um eine Sache zu verdeutlichen.

So sollen die hier vorgelegten Geschichten helfen, den Jahreslauf in der früheren Generation zu beleuchten, damit Entwicklungen verständlicher werden. Vielleicht sagt dann der eine oder der andere: „Ach, so war das!“ —

Viele Leser aus meiner Generation werden sich ähnlicher Begebenheiten erinnern. Wenn ihnen ein zustimmendes: „Ja, genau so war es!“ auf der Zunge liegt, dann haben diese Erinnerungen fast schon ihren Zweck erfüllt.

Denn keineswegs soll hier eine Chronik mit Tag- und Stundenangabe geschrieben werden, es geht auch nicht so sehr um meine Erlebnisse, es soll vielmehr etwas von der Lebensart in damaliger Zeit aufleuchten.

Geben wir die Informationen über frühere Zustände an die Enkel nicht weiter, dann schwindet das Wissen darum mit dieser Generation dahin.

Nu well ieck en Fingerhaut viull van mienen Erinnerungen an et Dageslicht guallen, domet me en wiënnig schmacken kann, wou dat in miener Kinger- un Jungentied tauging, wou et freuher bie uns te Heime wor, wat sou in dem Duarrepe un in der Giëgend vüarfeil, wiëlleke Feste gefiërt woortent, wou dei Arrebet op me Felle im Loupe vam Johre gedohn woorte, wou wall dei Lüh iübber Guadd un de Welt dachtent un diammenoh tehoupe liabetent.

„Vertell doch widder van freuher!“ meintent mannegmol dei Kinger in der Schaule, wann ieck Verglieke aanstallte tüsser domols un dien Dag, ümme ne Saake dütlich te maken.

Sou sullt dann ouk miene Geschichten hellepen, dian Gang diürrech dat Johr in der freuheren Generatioun etwas klorer te seihn, domet me Entwicklungen biatter verstohn kann. Vlichts siëtt dann der eine odder der andere: „Ach, sou wor dat!“ —

Viëlle van mienen Tiedgenossen werent siëck an ähnliche Vüarfälle erinnern. Wann dei dann taustimmt un siënt: „Jou, genau sou wor dat!“, dann hent miene Geschichten bolle ganz iarren Zweck erfüllt.

Dobie well ieck aber keinen Bericht met Dag un Stunde giaben, et geiht mie hie ouk nit in eïster Linie ümme mien eïgen Erliaben, eïger sall en wiënnig van der Liabensart in der domoligen Tied oplüchten.

Informëierent vie nit dei jungen Lüh iübber dei Verhältnisse van freuher, dann geiht dat Biëld van domols met unser Generatioun dohiën.

DORFLEBEN

Sollten unser Streben und unser Mühen es nicht wert sein, davon den Nachkommen zu erzählen?

Das gilt gerade für unsere Generation, denn wir haben das Ende der landwirtschaftlich geprägten Epoche miterlebt. In den zurückliegenden tausend Jahren hat sich im Dorf nicht so viel verändert wie in unseren Tagen.

Darüber hinaus ist es mir ein Anliegen, der Sprache unserer Vorfahren ein Denkmal zu setzen.

Das Drolshagener Platt bildete doch die Voraussetzung für das Miteinander in der Dorfgemeinschaft.

Das Plattdeutsche brauchte man ja nicht am Sonntag für schöne Gedichte oder für unfeine Witze, die Mundart gehörte in den Alltag; was Leben bedeutet, wurde auf Plattdeutsch gedacht und gesagt. Sie haben sich in dieser Sprache unterhalten, sich gestritten, wohl aber auch viele gute Worte zugesprochen.

Einen kleinen Einblick in unsere Mundart sollen meine Geschichten geben, deshalb wurde vielerlei im Drolshagener Platt erzählt.

Un is unse Denken un Arreben et nit wert, dian Nohkummenden dovan te vertellen?

Fiür unse Generatioun is dat eist recht wichtig, weil vie erliabet hent, wie Welt un Liabensart van den Bueren ungergegangen sind. In dian dousend Johren viür unserer Tied het siëck im Duarrepe nit sou viëll verändert ase in unsen Dahn

Wichtig is mie abber ouk, der Sproke van den viürrigen Generatiounen einen Denkstein optestellen.

Dat Dräuzer Platt wor doch lange et wichtige Fundament fiür dat Liaben im Duarrepe.

Dat Platt bruchte me jou nit am Sunndah fiür schöne Gedichte odder fiür derrebe Witze, dei Mundart wor der Wiarrekeldag; wat dat Liaben utmakete, woorte op Platt gedacht un gesacht. Sei hent siëck op Platt ungerhollen, siëck gestriën, aber ouk viëlle giudde Woore taugespruaken.

Etwas van diam Platt sult miene Geschichten zeigen, in diëm Sinne hebbe iëck miëck draangegeben un viëllerlei opgeschriëben.

Albert Stahl

Das Buch Dorfleben hat einen Umfang von 535 Seiten und ist vergriffen. Eine Übersicht über die Themen findet man am Ende dieser Daunlot-Ausgabe. — Interessenten können beim Verfasser eine CD des Gesamttextes erwerben. [albertstahl@arcor.de]

Eine Audio-CD soll auch erstellt werden. — Hier in Daunlot folgt ein leider nur kleiner Ausschnitt der Gesamtausgabe.

DAS LANDSCHAFTSBILD



Der Iseringhausener Grund ist der am weitesten südlich gelegene Landstrich des Amtsbezirkes Drolshagen. Die Grenze des alten Herzogtums Westfalen führt in einer Entfernung von knapp zwei Kilometer halbkreisförmig im Süden und Westen um **Halbhusten**, den am weitesten vorgeschobenen Wohnort unseres Talgrundes. Diese Linie verläuft über dem Kamm eines sich etwa fünfzehn Kilometer weit erstreckenden Höhenzuges, dessen höchste Erhebung mit genau 514 Meter über dem Meeresspiegel die Silberkuhle bildet.

Dieser südliche Höhenrücken setzt sich an der Westgrenze fort bis zum Blockhaus und zieht sich dann an der Nordseite über Gelslingen und Steupingen hin bis vor Drolshagen. So liegt der Iseringhausener Grund in diesem Talkessel, der nur nach Osten hin zum Tal der Rose geöffnet ist. Die Höhen strecken an ihren Längsseiten in gleichen Abständen gewissermaßen jeweils einen Finger zum Tal hin; und wie Schwimmhäute um die Zehen der Wasservögel legt sich der Ackerboden über diese Ausläufer.



DAS JAHR HINDURCH VON DER LANDARBEIT



VOR DER HEUERNTTE 1933
(PETER, JOSEF UND AGNES STAHL)

IM FRÜHJAHR – HAFER SÄEN



Sobald die Sonne wärmer schien und ein trockener Ost- oder Südwind durch das Tal zog, schauten die Bauern zu einem Hügel an einem Südhang, zum Hustener Dohren hinauf. Hier trockneten die Äcker früher auf, konnten also als erste bearbeitet werden. Sobald dort die im letzten Herbst umgepflügten Felder hell schimmerten, konnte man die Eggen herrichten.

Die Egge muss man sich als ein Lattengerüst vorstellen, das etwa 150 Zentimeter in Länge und Breite misst.

In diese Balken waren dreißig Zentimeter lange Zinken aus Eisen oder Holz eingelassen. Diese etwas nach vorn geneigten Stäbe mussten von Zugtieren, in unserer Region meist von Pferden oder Ochsen, seltener von Kühen, durch den festen, von Graswurzeln verfilzten Boden gezogen werden.

Soubald as de Sunne scheïn un en drüger Ost- oder Südwind diurrech dat Dahl toug, keikent dei Buren noh me Hüster Dohren, nem Kopp, dei der Sunne am stärkesten utgesatt wor, un diarrümme ganz freuh bearrebet weren kunn. Wann do de Dreistfuahren op dem im letzten Hiarrebest ümmegeackerten Kleistücke uaben droppe witt woortent, dann kunn me de Iët stellen.

Dat is en Lattengestell, ungefähr anderthalbe Meiter breit un ouk ungefähr sou lang.

In dei Latten worent diartig Zentimeter lange Tingen ut lesen odder Holt ingelooten. Dei etwas schräg noh vüar ingesatten Pinne muchtent van den Dieren, bie uns meistens van Peeren oder Ossen, seltener van Käuhn, dürrich dian festen, van Graswuartelen verfilzten Grund getuan weren.

Die Eggen wurden auf Eck, rautenförmig, durch das Feld geschleppt. So wurde der Rillenabstand geringer und der Boden lockerer. Der Anspann für die Tiere blieb nicht an einem festen Punkt, beim Wenden rutschte die Zugkette zur anderen Seite.

Wollte man die Furchen des im Vorjahre umgepflügten Grasbodens auflockern, führte man die Egge nur zur Hälfte durch den unbearbeiteten Grund. Das fiel auch den Tieren leichter. Sie mussten sich nämlich besonders anstrengen, weil man die Streiche wie eine Acht anlegte, also immer etwas quer gegen die Ackerfurchen eggte.

Das brauchte seine Zeit, so aber bekam der Acker einen lockeren Boden, in dem sich der Hafer gut bewurzeln konnte. Die Kerne wurden bereits vor dem Eggen ausgesät, damit sie recht tief in dem Grund lagen.

Der erfahrene Bauer sprach: „Hafer soll tief in die Erde, Roggen dagegen muss die Glocken hören können, man kann ihn oben auf das Feld säen, der wächst in den Boden hinein.“ Im Frühjahr musste der Samen tiefer in der Erde liegen, weil der Keim sonst bei Sonne zu leicht verdorrte. Die Kerne waren so auch besser gegen Vogelfraß geschützt.

Wenn heranwachsende Burschen auf dem Felde eggen mussten, ließen sie, falls der Sohn des Nachbarn auch in der Nähe arbeitete, die Tiere lange stehen, entfachten ein Feuerchen und machten andere Dummheiten. Nachher zogen sie mit ganzer Eggenbreite durch den Acker und hatten so den Aufenthalt ausgeglichen. – Meinten sie!

Diëse lën woortent op Ecke rautenförmig durch dat Feld geschliëpet. Sou wor der Affstand van Tingen tau Tingen ganz geringe, un der Buam woorte ouk kraumiger. Der Aanspann bleiv nit an einer Ecke; wann me de Richtunge wesselte, rützete dei lëtuaht an de andere Siete.

Me muchte biem Dreist-Iën luter met halleber lët diurrch dat alt opgeriëttene Stücke teihn un met der anderen Hälfe diurrch den festen Grund. Dat feil den Diëren ouk lichter. Dei muchtent siëck jou besonders aanstrengen, wiel dat me Dreist as en Achte, luter en wiënnig quer tau den Fuaren bearrebete.

Dat rüümete nit, abber dat Feld kreich ne giudde Kraume un der Haber kunn siëck fein bewuartelen. Dei Kerenner woortent iüßberigens alt op dei Fuahren viür me lën geseet, domet se nit uaben op me Felle lachtent.

Der Bure sachte: „Haber mutt deipe in de Ere, Koren abber mutt de Glocken hören können, dat kann me uaben dropp säen, et wäset rin in de Ere.“ Koren seete me im Hiarrebest, im Freuhjohr abber muchte de Soot depper lën, weil dei Kieme süß te lichte bie viëll Sunne utdruhtent. Dei Kerener worent sou ouk siëckerer viür den viëllen Vüelen.

Wann de Burschen iën muchtent un Nohbers Junge ouk in der Giëgend arbete, leitent sei de Diëre lange stohn, maketent Füertiër un andere Dummheiten. Nohiar tougent se met ganzer lët diurrech de Fuahren un haant sou den Openthalt wiër rutgeguallt. – Meintent se!

Wenn später aber der Vater erschien, ging er übers Feld und zog hier oder da mit der Schuhspitze durch den lockeren Boden. Wenn er dabei noch an Furchenkanten stieß, dann gab es ein Donnerwetter, dann schlug es auch ein!

Wohl dreimal im Jahre musste man auf den bearbeiteten Flächen Steine ablesen, denn beim Pflügen und Eggen wurden immer wieder Steine heraufgeholt. Gingen zwei oder drei Kinder gemeinsam zum Aufsammeln, dann war die Arbeit noch erträglich, stand man aber allein vor einem weiten Felde, dann verlor man rasch die Lust am Werk.

Steine gab es damals auf den noch nicht lange urbar gemachten Äckern in großen Mengen. Man meinte, die Bauern seien steinreich. Ganze Berge von Grauwacken lagen an den Feldrändern.

Bald nach dem Eggen zog man mit einer schweren Tonnenwalze über den Acker. So wurde der Boden etwas verdichtet und die Erdklumpen zerdrückt. Eine Zeit lang gab es nur eine Walze im Dorfe. An bestimmten Tagen wollte diese aber jeder Bauer benutzen. Das war oft ärgerlich.

Im Frühling wurden zudem die Roggenfelder und auch die Grünflächen gewalzt.

In Weiden und Wiesen mussten vorher die Maulwurfshügel abgetragen werden. Man schlug mit einer großen Gabel von rechts und von links gegen die Erhebungen, eine rechte Mühe, die man in den Unterarmen spürte.

Ließe man die Hügel stehen, könnte man im Sommer nicht ordentlich das Gras mähen.

Wann dann der Papa koom un dobie sooch, dann ging hei iübbber dat Feld un schürefete alt-es durch de Kraume. Wann hei dann noch an feste Fuahren steit, dann goov et en Diunnerwiar, dann schlaug et ouk in.

Gewiß dreimol im Johr muchte me op den bearbeteten Plianen Steine opli-
asen, dei biem Ackeren un lën noh uaben gekummen worent. Wann twei oder drei Blahn tehoupe gohn kunnt, dann wor et noch nit sou schlimm, dann haa me Kumpanie un et rümete biatter. Stund me abber alleine op me grouten Stücke, dann sooch me nit, wat me gedohn haa, un me verlous de Lust.

Steine goov et domols op dian noch nit lange urbar gemaketen Fellern houpenwiese. Me sacht, de Buren wörent steinrieke. Ganze Biarre van dian Wacken lachtent an den Feldengern.

Kuart noh me lën muchte me dat Feld welten. Dei schwore Tonnenwelte düggete den Grund etwas feste, glatt, un rollte de Klumpen kaputt. Domols goov et bie uns im Duarrepe blous eine Welte in Kumpanie. An mannegen Dahn wull se jeider bruuken. Dann goov et läreger.

Geweltet woortent tau diamme noch de Korenfeller un ouk de Grasstücke un de Wiësen.

Do muchte me viürhiar abber noch de Mollshöüpe utenein daun. Met ner Mistgaffel schlaug me rechts un links giëgen dei Puckeln. Dat kunn ganz schön in de Aremen gohn.

Me wull dei Höüpe nit stohn loten, süß kunn me im Sommer dat Gras nit giudd mähen.

Roggen und Hafer wurde früher mit der Hand auf das Feld gestreut. Getreidesäen wollte geübt sein, das besorgte der Bauer selbst. Er hängte sich den Gurt vom Säblech um den Hals und hielt dies mit der linken Hand fest.

Ältere Bauern banden sich – wie in früheren Zeiten üblich – ein Tuch um und schütteten etwa einen Eimer voll Kerne hinein. Mit der rechten Hand ergriff der Bauer die Saat. Nun setzte er den rechten Fuß einen kleinen Schritt vor und zog den linken heran. Sodann warf er eine Handvoll Hafer nach rechts auf einen etwa drei Meter breiten Streifen, griff weitere Kerne und streute diese nach links. Sogleich setzte er den rechte Fuß wieder vor.



VINCENT VAN GOGH,
DER SÄMANN

Koren un Haber woorte freuher met der Hand op dat Feld gestreuet. Früchtesäen wull gekunnt sin, dat deh der Buere sellebes. Hei hung siëck den Gurt van dem Säbliack ümme den Hals un heil dat met der linken Hand fest.

Öllere Bueren bungent siëck – ase in freuheren Tieden – en Laken ümme un schuttent do en Emmer viull Kerener rin. Met der rechten Hand pock der Buere de Soot. Nu makete hei met dem rechten Beïn nen Schritt un touch den linken Faut heran. Jetz schmeit hei ne Handviull Haber noh rechts op nen drei Meiter breien Striepen, greip nigge Kerener un säte dei noh links. Nu makete hei wiër nen Schritt.

Hei seet den Haber

Sachte geiht hei sienen Wiag
iübbber kulterige Fuaren,
un in't griese Seelaken
griepet siene gruawe Hand.
Haber räiert iübbber't Land
in de hillige Freuhjohrseere.
Schriëtt un Triëtt, dat is Gebiatt,

Sachte geiht hei sienen Wiag
iübbber kulterige Fuaren.

Norbert Voß (*1913)
(hier in Dräuzer Platt, gekürzt)

DER ANBAU VON ROGGEN

Unsere frühen Vorfahren fanden in der Natur wohl keine vorbereitete Ackerflächen, sie mussten diese dem Urwald abringen. Es war gewiss nicht einfach, ohne rechte Hacken und Pflüge den Boden für die Aussaat herzurichten. Durch Erfahrung sind sie nach und nach wohl klug geworden.

Vielleicht kommt die Haubergswirtschaft, die man noch um 1900 in unserer Gegend kannte, dem frühesten Programm recht nahe. Hierbei ging es um die zeitweilige Nutzung des Niederwaldes, des Hauberges, als Ackerbaufläche. Das geschah etwa im Wechsel von zwanzig Jahren. Dann war das aufstehende Holz so weit herangewachsen, dass man es als Brennmaterial für den Küchenherd nutzen konnte.

Damals reichten die Waldflächen bedeutend näher an die Siedlungen heran als man das heute kennt. In vielen Dörfern gab es weite Flächen, die als Gemeineigentum galten, daneben aber kannte man auch Privatwälder. In jedem Fall aber teilte man den Besitz in etwa zwanzig Parzellen. Jedes Jahr trieb man auf einer anderen Teilfläche das Holz ab und nutzte das Land sodann als Acker.

Sobald die Bäume abgeschnitten waren und auf dem Hof lagen, hackten die Bauern die Grasbüschel und die Waldbeersträucher auf der Parzelle ab, ließen diese trocknen und verwendeten sie später im Viehstall als Einstreu. Das ergab Dünger für den Acker.

Fiür unse eisten Vorfahren haa de Natur keine Feller vüarberett, sei muchtent dei dem Urwald affringen. Et wor gewiß nit einfach, ohne rechte Hacken un Pläuge de Eere fiür de Soot hiarerichten. Diurrech Erfarunge sind se noh un noh wall schlauer geworden.

Vlichts küümmet dei Haubergswirtschaft, dei me noch ümme 1900 ouk in unser Giegend kannte, dem freuhesten Prougramm ziemlich nohge. Me wull van Tied tau Tied den Niederwald, den Haubiarreg, ase Ackerland bruuken. Dat kunn sou alle twintig Johre gescheihn. Dann wor dat Breuholt sou wiet heraangewassen, dat me et giudd fiür den Küekenherd bruken kunn.

Domols reikete der Biarrech viell nöhger an de Diörreper heraan as in unsen Dahn. Einzelne Biarregpläcke gehoortent der Allgemeinheit, andere aber vlichts den einzelnen Bueren. Jeidenfalls deiltent dei Lüh iarren Biarrech in twintig Stücker op. Un jeides Johr hochtent sei op nem anderen Plane dat Holt un staltent soudann op diam Lande Koren aan.

Wann se de Böime affgeschniën haant, un et Holt bie me Huuse lachte, hacketent se de Frasen un de Wolperstenstrüüke ut, leitent se druhn un schmeitent se späer im Stalle ase Straue unger de Diëre. Dat goov Mist, alsou Dünger, fiür de Feller.

In die aufgelockerte Erde zwischen den Baumstubben konnte man im Herbst den Roggen säen. Der Boden war dafür gut geeignet, denn er hatte sich im Laufe von zwanzig Jahren erholt und durch vermodertes Laub auch eine neue Humusschicht erhalten. Wohl drei Jahre lang konnte man diesen Waldacker nutzen, später breiteten sich die Büsche zu sehr aus.

Der Roggen wuchs im Hauberge gut heran, hatte lange Halme und später auch eine schwere Ähre. Die Dachdecker verarbeiteten das Stroh gern auf den alten Bauernhäusern, wenn es lang und nicht zerknickt war.

In dei locker gemakete Eere tüsser den Boumstuken kunn me im Hiarrebest Koren säen. Dei Buam wor recht günstig fiür de Soot, hei haa siëck jou im Loupe van bolle twintig Johren ergualt un diürrech vermodert Louv ouk Dünger gekriën. Ase Feld kunn me di-an Biarreg vlichts drei Johre bruuken, nohiar stunnent dann alt wiër tei viëlle Büsche op diam Grund.

Dat Koren woß giudd heraan, haa dann ouk lange Halleme un späer en schwor Ohr. Wann dat Ströüh recht lang wor un nit tei areg geknicket, dann verarebetent dei Daakdeckers dat geren op den Hüüsern.

IM SOMMER - DIE ERNTE

Mit einer langen Sense konnte man den Roggen nicht mähen, weil überall hinderliche Stubben hervorragten und auch schon junge Triebe, die man schonen musste, weil sie ja zu Bäumen heranwachsen sollten. Man nahm also eine keine Sense, eine Sichel. Mit der linken Hand griff man die Halme und mit der Sichel in der rechten Faust schlug man das Stroh nahe am Erdboden ab. Einige Hände voll legte man zusammen und schlang zwei Bänder aus Stroh herum, und fertig war die Garbe.



Met ner langen Siah kunn me dat Koren abber nit mähen, wiel dat iüüberall Stuken stunnent un ouk alt nigge Luahn, dei me nit ka-puttmaken wull, dat goov jou nigge Böime. Me nohm alsou ne kleine Siah, ne Siëckel. Met der linken Hand pock me de Halleme tehoupe un met der Siëckel in der rechten Fuust schlaug me dat Ströih recht nohge an der Eere aff. En paar Hänge viull bung me met twei Benzeln, Bänge ut Hallemen, tehoupe. Sou goov dat Schobben.

DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT



Auch als die Haubergswirtschaft in unserer Region um 1900 mehr und mehr unmodern wurde, hat man den Roggen auf den Feldern ähnlich gemäht – eigentlich geschnitten.

Mit der Sense, wie man sie auf Grasflächen benutzte, wollte man Roggen nicht ernten, weil man dabei nicht so sauber arbeiten konnte. Es sollte kein Halm, keine Ähre, verkommen.

As dei Haubergswirtschaft in unser Gegend ümme 1900 ut der Moude koom, het me op dei Art dat Koren ouk noch op grouten Fellen gemäht, me sachte dotau geschnien.

Met ner Siah, as me dei fiür de Grasfeller kannte, wull me Koren nit mähen, dat wörte nit sauber genaug, meintent dei ölleren Lüh. Me wull nix verkommen loten.



DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT

Die jüngeren Bauern aber mähten schließlich doch mit der Sense. Roggen und anderes Getreide warf man aber nicht wie Gras auf eine Reihe – weg von dem restlichen Bestand, man schnitt es so, dass die Halme sich an die noch stehende Frucht anlehnten.

Von dort rafften die Binder den Schnitt zusammen und banden Garben daraus.

Etwa um 1930 kauften die Bauern Mähmaschinen. An der rechten Seite des Fahrgestells war ein Mähbalken angebracht. Darin bewegte sich ein Zackenmesser, wenn das Gefährt gezogen wurde. Es schnitt Gras und Halme am Erdboden ab.

Für die Getreidemahd schraubte man ein Lattengestell hinzu. Man konnte es hinten anheben, so die geschnittenen Halme sammeln und in einer größeren Portion ablegen.

Dei jüngeren Bueren abber nohment schließliëck doch de Siah. Koren un andere Früchte mähte me nit ase Gras op ne Schlah, weg van dem restlichen Felle. Koren mähte me sou, dat dei affgeschnienen Halleme noch schräg an der stohenden Frucht lachtent.

Van do raffetent dei Bingers dei Schlah tehoupe und bungent dorut dann de Schobben.

Gewiß ümme 1930 kofftent dei Bueren Mähmaschinen. An der rechten Seite kunn me nen Mähballeken utliën. Dorinne bewiëte siëck en Tackenmetz, wann dei Maschine getuahn woorte. Sou schneig me et Gras odder de Hallemen op der Eere aff.

An diam Mähballeken goov et en Lattengestelle, dat me hingen etwas aanhiëben kunn. Sou heil me dei geschniënen Halleme bieenein un lachte se dann in grötteren Portiounen aff.



DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT

Das Aufnehmen bereitete dann weniger Mühe als beim Mähen mit der Sense, aber anstrengend war es immer noch: Man musste sich ständig bücken, einen Teil aufraffen, sich aufrichten, die Garbe zweifach binden und sich wieder bücken.



So arbeitete man den ganzen Nachmittag hindurch, die Sonne brannte dabei auf den Rücken, der Schweiß brach aus, weil man sich recht dichte Kleidung anziehen musste, damit die Grannen nicht auf der Haut kratzten. Häufig wuchsen auch noch viele Disteln und Taubnesseln zwischen dem Getreide. Das war recht unangenehm.

Gegen Abend stellte man alle Garben zu Häuschen auf, dabei wurde es gewiss schon dunkel. Nur gelegentlich hörte man mit der Mäharbeit etwas früher auf, weil zu dieser Jahreszeit die heranwachsenden Kartoffelsträucher eine Pflege brauchten. Mit drei Hakenpflügen, die von einem Pferd oder Ochsen gezogen wurden, stört man das Unkraut und behäufelte die Wurzeln. – Das waren lange, harte Arbeitstage für Mensch und Vieh.

Dat Uthiëben wor dann nit meih sou aanstrengend ase biem Handmähen, abber Meuhe makete dat wall ouk: Me muchte siëck ständig wiër bücken un dei Schobben packen, dann oprichten un bingen un wiër bücken.



Dat ging den ganzen Nohmittag sou, de Sunne brannte op den Rüggen, Schweit brook ut, wiel dat me den Körper dichte taudecken muchte, süß kratzetent de Grannen op der Huut. Mannechmol wor dat ganze Getreide ouk noch viull Disteln odder Dauniëtten. Do verging der Spaß.

Giëgen Obend stallte me alle Schobben tau Husten op, doriübbber woorte et gewiß düster. Alt-es hoorte me en wiënnig freuher op, dann muchte me abber noch in de Tufelenfeller. Dei Strüke muchtent tau diëser Johrestied en paarmol gehooket weren. Dei Sommerdreck sull gestört weren un dei Tufelenwartelen giudd met Eere affgedeket weren. – Dat worent lange, suere Dah fiür Mensch un Veih.

Aufenthalt bei der Roggenernte gab es vielleicht, wenn ein Gewitter heranzog. Dann wurden in Eile die Garben aufgestellt, und wenn es regnete, kroch man unter eines dieser neuen Häuschen. Dort konnte sich aber nur ein Erwachsener aufhalten, und wenn es dann grell blitzte und heftig krachte, dann fühlte man sich hier recht einsam.

Die Garben ließ man nicht einfach auf der Erde liegen, man stellte sie aufrecht zusammen, damit Wind und Sonne das Getreide besser trocknen und der Regen leichter ablaufen konnte.

Die Kerne mussten ausgehärtet sein, wenn man sie einlagerte, sonst hielten sie sich nicht, verschimmelten und faulten. Auch das Stroh konnte man feucht nicht aufbewahren. Im Haferstroh durfte sich erst recht kein Schimmel festsetzen, sonst fraßen es die Kühe nicht.

Man stellte also die Garben zu acht oder zu zwölf aufrecht zusammen zu kleinen Hütten – wir nannten sie Husten, andere sagten Ritter dazu. Um vor allem die Kerne vor Regen zu schützen, setzte man ein kleines Dach darüber. Da es ja noch keine Plastiktüten gab, musste man sich etwas anderes einfallen lassen:

Man band eine besonders dicke Garbe und stülpte diese wie einen Hut über das kleine Haus. So floss der Regen zum großen Teil ab. In späteren Jahren setzte man den Kegeln Kappen auf. Dazu benutzte man auch eine etwas dickere Garbe und knickte sie in der Mitte zu einem Dach.



Openthalt goov et vlichts, wann en Gewitter koom. Dann woortent fix de Schobben op Husten gesatt, un wann et riant, kroup me unger dei niggen Hüseker. Et wor do abber blous Platz fiür einen Grouten. Wann et dann richtig blitzete un diunnerte, dann fauhlte me siëck areg eïnsam.

Dei Schobben leit me nit op der Eere liën, dei stallte me oprecht tehoupe, domet Wind un Sunne sei biatter druun un der Rian lichter affloupen kunn.

Dei Kerener in den Ohren muchtent jou drüge sin, süß heilent dei siëck nit, woortent schümmelig un verfuultent. Ouk dat Ströih kunn me fuchte nit lagern. Bie Haberströih kunn me Schümmel iübbberhaupt nit bruken, dann frootent dei Diëre et nit.

Diarrümme stallte me dei Schobben tau achten odder twallevn oprecht tau kleinen Hütten, Husten sachtent vie dotau. Wiel dat me ouk met Rianwiar riacken muchte, deckete me dei Schnah aff. Et goov abber noch keine Plastiktuten, diarrümme muchte me siëck wat anderes infallen loten:

Me bung ne extra dicke Schobbe un stülpete se ase Haut iübbber dian Husten. Sou flout der meïste Rian aff. In späeren Johren satte me dian Husten Kappen op. Dat worent ouk dickere Schobben, dei me ungefähr ase Daak in der Mitte knickete.

DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT





Sie hielten den Regen nicht von allen Seiten ab, man drehte sie so, dass die Schlagseite, von welcher der Regen meist heranweht, geschützt war.

Ältere Bauern hielten nichts von den neumodischen Kappen, wohl auch weil sie nicht so sauber gebunden wurden wie die Hüte in früherer Zeit. Damals nahmen einzelne Bauern breite Bretter mit ins Feld und klopften damit die Hüte am unteren Ende, es sollte kein Halm länger herausstehen als der andere.

Es durfte auch keine Ähre auf dem Boden liegen bleiben, Kinder mussten manche Stunde auf dem Felde hin- und hergehen und Halme aufheben.

Bauern waren bestrebt, die abgeernteten Felder recht bald umzupflügen, um das Unkraut im Wachstum zu stören. Wenn das Heimholen der Garben sich verzögerte, schob man die Husten zusammen und schälte die freien Flächen.

Dei heilent den Rian nit van allen Sieten aff, me muchte se op dem Husten sou drehen, dat dei Schlagsiete, van di-ar der Rian meistens kiiümmet, affgedeckt wor.

Öllere Männer schanntent, wann sei sou niggemoudische Kappen soogent, dei worent ian te unsauber gebungen. Freuher goov et einzelne Bueren, dei nohment ne Placke, en Briad, met in et Feld. Jeider Haut woorte am Buam fein gekloppt, domet kein Hallem länger ruut stund as der andere.

Do duurte ouk keine Frucht op der Eere liën blieben, Kinger muchtent mannege Stunde hien un hiar gohn un Halleme opseuken.

De Buern wullent geren flott dat Feld ackern, domet dat Unkrut nit lüüberhand nohm. Wann sei dei Früchte nit tiedig inföiheren kunntent, dann stalttent sei de Husten enger bienein un schiëlltent dei Stoppelen.



DIE KARTOFFEL



Wie Kartoffeln bei uns eingeführt wurden, konnte man früher aus jedem Le-sebuche erfahren.

Dort stand geschrieben, wie Friedrich der Große als rechter Landesvater sich Sorgen gemacht habe, wie er seine Untertanen ernähren könne. Dass er vorher in zwei Kämpfen und sodann im Siebenjährigen Kriege um 1760 bei Raubzügen Äcker und Höfe verwüstet hatte, wurde nicht erwähnt.

Viele Jahrhunderte hindurch hatten sich die kleinen Leute, die Bauern und Handwerker, von Hafermehlsuppe und Rogenbrot ernährt. Kam es aber einmal zu einer schlechten Ernte, dann mussten sie gemahlene Baumrinde in den Brotteig mischen und Hunger leiden.

Wenn nun der König verhindern wollte, dass weniger Menschen Hungers sterben würden, dann hatte er dafür rein praktische Beweggründe: Er brauchte Arbeiter für sein großes Land, für die trockengelegten Oderbrüche. Bauern ernährten den Adel, also durften ihm nicht zu viele wegsterben.

Wou de Tufelen bie uns heïmisch wortent, kunn me freuher in jeïdem Liasebauke gewahr weren.

Vam Grouten Fritz woorte do geschriëben, dei as en echter Landesvatter gesuarret haa, domet dei Lüh saat woortent. Dat hei ouk viürhiar in tweï Kriegen un besonders im Siëbenjöhriegen Kriege ümme 1760 den Bueren Huus un Huav verduarreben haa, dovan stund nix im Liasebauke.

Johrhunderte lang haant siëck dei kleinen Lüh, dei Bueren un Handwiarreker, van Briemihlssuupe, alsou van em Brie ut Habermihl, un van Brout erniaht. Wann me nu es ne schlechte Ernte haa, dann muchtent dei Lüh de Bühne van den Böömen met in't Brout backen un Hunger liehn.

Wann der Kiünnig nu wull, dat wiënniger Lüh diurrech Hunger stiürrebent, dann woor dat en rein praktischer Gedanke: Hei bruchte Lüh fiür sien grout Land, fiür dei drüge gelachten Bräuke an der Oder. Bueren erniahtent den Adel, alsou duurtent iamme nit teï viëlle wegstiarreben.

DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT

In unserer Region ist von Kartoffeln schon 1726 im Wittgensteiner Land geschrieben worden, also bereits vor den Tagen vom Großen Fritz.

Im Berleburger Archiv ist vermerkt: „Kartoffeln zum erstenmal im Feld gebaut und Zehnten davon erhoben.“

In unser Giëgend hie is van Tufelen im Wittgensteiner Land alt 1726 geschriëben woren, alsou viür den Dahn vam Grouten Fritz.

Im Berleburger Archiv steiht dei Satz: „Kartoffeln zum erstenmal im Feld gebaut und Zehnden davon erhoben.“ (Westfalenpost Okt. 1947)



KAFFEETRINKEN
AUF DEM FELDE BEIM
KARTOFFELN-LEGEN
1938

Allerdings, als die Bewohner sich an die Kartoffeln gewöhnt hatten, konnten sie sich öfter satt essen; sie brauchten nicht mehr um ihr Leben zu fürchten, wenn Hafer und Roggen in einem Jahre nicht gerieten.

Auch in und nach dem zweiten Weltkriege haben Menschen um Kartoffeln gebettelt. Aus Dortmund und Köln kamen die Bewohner in Scharen zu uns in die Dörfer und freuten sich, wenn ihnen eine Handvoll Kartoffeln und eine Speckschwarte geschenkt wurden.

Einige Jahre hindurch stand hinter unserer Haustür ein Korb mit Kartoffeln, damit wir nicht ständig in den Keller laufen mussten, wenn Bittsteller kamen.

Es war eine böse Zeit, vor allem Fremdarbeiter und Kriegsgefangene lebten nur von Rüben und Kohlblättern in einer warmen Brühe.

Jeidenfalls, as dei Inwanner siëck an de Tufelen gewiënnt haant, kunnent sei siëck eiger saat iaten, do wor et nit meih sou liabensgefährlik, wann Haber un Koren in einem Johre es nit gereitent.

Ouk in un noh dem twetten Weltkriege hent de Lüh ümme Tufelen gebiaddelt. Van Dortmund un van Köln kooment se in Scharen op dei Diörreper in unser Giegend un freuetent siëck, wann sei ne Handviull Tüfeltiër un ne Speckschware metniammen kunnent.

Vie haant ne Tied lang nen Kuarrev viull Tufelen hinger der Huusdüare stohn, domet vie nit ständig in den Keller loupun muchtent.

Dat wor wall schlimm, viür allem dei Fremdarbeiter un Kriegsgefangenen, liabetent blous van Kolleraben un Kappestblaren in waremer Breuh.

IM HERBST - KARTOFFELERNT



Früher wurden in unserer Region „Ackersegen“ angebaut, eine späte Sorte, die erst gegen Ende September das Laub verlor. Oft musste der Bauer nachhelfen und die Sträucher mit der Sense abmähen, damit sie bei der Ernte nicht die Arbeit mit Pflug und Roder behinderten. Das Kraut musste man dann vom Felde wegschleppen oder aber schnell zur Seite schieben, wenn es im Wege lag.

Freuher plantete me bie uns haups Ackersegen, dat wor ne späe Siurte, dei eist Enge September dat Louv verlous. Mannechmol muchte der Buere nohhel-lepen un dei Strücker met ner Sia affmähn, domet se bie me Uutmaken nit dem Plaug un dem Roder im Wiah stunnent. Dat Kruut muchte me dann vam Felle wegeschliëpen odder flott wegschuben, wann et biem Ackeren hingerte.



IM HAUBERG



Im vorigen Jahrhundert kannten wir im südlichen Sauerlande kaum Hochwälder. Sah man hier und da einen Bestand mit dicken Eichen und hohen, fülligen Fichten, dann handelte es sich gewiss um einen Staats- oder Kirchenwald. Bauern konnten wohl nicht so lange auf den Holzeinschlag warten, sie brauchten alljährlich Brennholz aus dem Hauberge.

Diese Sorge um das Holz für den Küchenherd kennen wir eigentlich nicht mehr. Wir beschicken jetzt meist den Ofen für die Zentralheizung mit Öl oder Gas. Brennholz wird in unseren Tagen vornehmlich aus Prestige-Gründen in offenen Kaminen auf der Wohndiele entzündet. Damals aber benötigte man das Holz zum Wärmen der Wohnküche und zum Kochen der Kartoffeln. Der Herd wurde das ganze Jahr hindurch nicht kalt.

Freuher woss in unser Giëgend hie im Süden vam Suërlande kuum Hochwald. Wann me bie uns Bestände van dicken Eiken, Bauken odder schworen Dennen sooch, kunn me siëcker sin, dat dei dem Fiskus odder der Kiarreke gehoortent. Bueren kunnent nit sou lange op dat Holt waren, sei bruchtent jeïdes Johr Breuholt ut dem Haubiarre.

In unsen Dahn is dei Suarre ümme et Holt fiür den Küekenherd ganz ut der Moude gekummen. Vie hent jetzt Heizungen im Keller, dei op Gas odder Uallig loupent, Breuholt brüket me vlichts noch ase Luxus fiür nen uapenen Kamin in der Wohndiele. Domols ging et aber nit ohne Holt, wiel dat me domet de Kieke hitzete un de Tufelen kuakete. Der Herd woorte et ganze Johr iübber sou te siën nit kalt.

DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT

So brachte der Bauer früher viele Stunden und Tage im Hauberge oder im Schuppen zu. Dreimal könne man sich beim Holz wärmen, hieß es: Beim Abschneiden im Walde, beim Zerteilen an der Scheune auf dem Hofe und schließlich im Winter am Küchenherde. Hier brien sich die Männer den Rücken; der beste Platz im Hause war der Stuhl neben dem Ofen.

Jeder Bauer musste seinen Bestand so aufteilen, dass ihm das Heizmaterial nicht knapp wurde. Etwa um zwanzig Jahre dauerte es, bis man auf einer Parzelle erneut Bäume fällen konnte.

Viell Tied brachte der Buere freuher in me Haubiarre odder im Schoppen tau. Dreimol künn me siëck biem Breuholt wiarremen, sou sachte me: Einmol, wann me et im Biarre affmaket, dann biem Kaputtschnien viür der Schüere un schließlich im Winter am Herd. Hie breitent siëck de Mannslüh den Puckel; der beste Platz im Huuse wor der Stauhl niaber me Füler.

Jeider Buere muchte sienen Biarrig sou opdeilen, dat hei et Holt anenein heil. Ümme twintig Johre duerte dat, bit me op dem selben Placke wiër Holt stellen kunn.



Brennholzschlagen wollte auch gekonnt sein. Die Stubben durften an der Rinde nicht einreißen, weil sie sonst nicht neu austrieben. Gab man aber acht, dann wuchsen bereits im Frühjahr am alten Platze neue Bäumchen.

Hatte man schwächere Stämme abzuholzen, dann konnte man sie mit einer Hand in die Fallrichtung drücken und mit dem Beil in der anderen Hand zuschlagen. Dickere Bäume aber wollten mehr Sorgfalt.

Breuholthauen muchte me ouk verstohn. Dei Stuken duurte an der Bühne nit inrieten, süß schlaug dei nit wiër uut. Wann me oppäset, wassent an diam ollen Stammplatz im Freuhjohr alt wiër nigge Luan, nigge Böümtier.

Haa me dünnere Böüme afftehauen, kunn me se in de Fallrichtunge düggen un met dem Biggelen tauschn. Dickere Böüme wullent meih Suarrigfalt. (2 Photos : Stadtmuseum Hilchenbach)

Hier musste man zunächst an der Fallseite eine Kerbe aushauen. Sodann hackte man an der anderen Seite Span für Span vom Erdende ab. Meist fiel dann der Baum wie gewollt. Wenn der Bauer aber sah, dass der Stamm sich drehte, rief er seinem Begleiter. Dieser musste ihm beistehen und kräftig schieben. – So schlug man wohl einhundert Bäume ab.

Sodann wurden Buchen, Birken, Erlen oder Ebereschen von den Ästen befreit. Die abgeschlagenen Büsche schichtete man auf der einen Seite, die Stämme, jeweils etwa auf vier Meter gekürzt, stapelte man an der anderen.

Mit einem treuen Ochsen konnte wohl schon der Junge oder das Mädchen im Grundschulalter den leeren Holzwagen zum Vater in den Wald fahren. Meist fühlten Sohn oder Tochter sich recht wichtig, wenn sie das Fahrzeug so mitten in die Wildnis gebracht hatten. Da wird man an Daumesdick im Märchen erinnert.

Stand der Wagen schließlich passend an dem Holzstapel, waren es auch die Arbeiter zufrieden. Jetzt mussten sie nur noch die Stämme auf den Wagen heben, dann fuhr man nach Hause.

Die Ladung wurde zum Schluss ordentlich mit einer schweren, langen Kette gebunden. Dabei benutzte man einen Schanzenbinder, einen meterlangen Hebel mit drei versetzten Haken. Das Holz durfte bei der Talfahrt über Stock und Stein nicht rutschen und dem Ochsen zu nahe kommen. Auf dem Holzwagen konnte man nicht sitzen wie auf der Heufuhre.

Do muchte me ase eistes an der Fallsiete ne Kiarrebe hauen. Dann hackete me an der anderen Siete noh un noh de Spööne weg. Meistens feil der Boum dann richtig. Wann der Buere aber sooch, dat der Boum anders wull ase hei, reip hei sienem Kumpel. Dei muchte dann nohhellepen un düchtig düngen. – Sou woortent gewiß en hundert Böüme affgehauen.

Nu schneitete me dei Bauken, Birren, Erlen oder Schlockerkeißen uut un schmeit dei Drüste op en Houp. Dat Breuholt leit me ungefähr veier Meiter lang un drachte et op en anderen Platz.

Met nem trüggen Ossen kunn sien kleiner Junge odder ouk et Miaken, dat wall gerade in de Schaule gekummen wor, den liërrn Holtwagen in den Biarrech föüheren. Meistens fauhltent dei Blahn siëck recht düchtig, wann se sou midden in der Wildnis aankooment. Bolle wor dat sou as biem Daumesdick in me Märchen.

Wann der Wagen richtig bie däm Holtstapel stund, worent ouk dei Arbeiter in me Biarre frouh. Sei bruchtent jetz blouß noch den Wagen te belahn, un dann ging et heime.

Vüürhiar toug me dat Holt met ner schworen, langen Kië richtig feste tehoupe. Met einem Schanzenbänger, nem meiterlangen Hebel un drei Hööken, kunn me dei Kië lichte proppen-feste teihn. Dat muchte aber ouk sin, süß rützetent dei Stangen, wann me dem Biarre raff fougherte un steitend dem Ossen an de Schinken. Uaben op me Holte kunn me nit sou sitten as op nem Heuwagen.

DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT



Hier wurden die Stöße vom unebenen Wege her nicht abgefedert. Der Fuhrmann hielt das Zugtier am Kopfe, und der Bremser musste wachsam sein. Er hatte die Hemmklötze an den Hinterrädern genau dem Gelände entsprechend festzudrehen oder zu lösen, damit der Ochse den Wagen gut zu Tal bringen konnte. Stand schließlich das Gefährt beim Schuppen, klopfte der Bauer dem Tiere den Hals, lobte es und gab ihm im Stalle eine Kelle vom Haferschrot.

Lag das schwere Holz endlich auf dem Hofe, gingen auch die Frauen mit in den Hauberg. Das war dann fast wie ein Ausflug ins Grüne.

Dat Fouherwiarrek hulperte un pulterte iüber dei Steine op me Wiah, do goov nix noh. Der Fouhermann heil den Ossen an me Koppe, un der Bremser duurte nit schloopen. Hei muchte de Schrube hingen am Wagen sou feste oder sou loss drehen, dat der Osse den Wagen amme besten regeieren kunn. Stund der Wagen biem Schoppen, kloppete der Buere dem Ossen den Hals, strunzete ian un goov em im Stalle ne Schöppe Habermiahl.

Lachte dat schwöre Holt te Heime, gingent ouk de Fraulüh met in den Biarrig. Dann wor dat bolle as en Utflug met Picknick im Greunen.



Manchmal war die Parzelle nach dem Lohschälen auch noch nicht ganz frei.

Früher standen hier und da auf der Haubergsfläche noch dicke Fichten, manchmal zwei oder drei zusammen. Diese ließ der Bauer als „Eiserne Reserve“ stehen. Im Notfalle wurden sie gefällt und zu einem guten Preis verkauft. Regelmäßig fielen einzelne Fichten, wenn die Tochter heiraten wollte. Einige Bretter erhielt dann der Schreiner, der daraus Bett und Schrank für die Aussteuer baute.

Wohl ein Jahr vor der Hochzeit spricht sich der Vater mit seinem Nachbarn ab. Sie gehen sodann mitten im Winter, wenn die Bäume nicht im Saft stehen, in den Wald, ausgerüstet mit Äxten, mit Keilen und einer langen Zugsäge. Solch starke Fichten sind nicht so leicht zu fällen wie zwanzigjährige Birken.

Sie schätzen den Baum ab und beraten, an welcher Seite er wohl die stärksten Äste hat, in welche Richtung er wohl fallen könnte.

Soll der Stamm aber anders liegen, damit man den Stamm später am besten wegziehen und auf den Wagen laden kann, dann muss der Bauer überlegen, wie sie die Säge ansetzen sollen. Wer jetzt Acht gibt, kann sich unnötige Mühen ersparen.

Nun greift der fähigere Arbeiter die Axt und schlägt recht nahe am Boden eine Kerbe in den Stamm; nach der Seite soll der Baum fallen. Ab und an sieht man auch zwei Männer an der Fichte – der eine rechts, der andere links –, die im Takt in die gleiche Kerbe schlagen. Das erfordert Geschick!

Mannechmol wor dei Parzelle ouk noh me Louhschiellen noch nit frie.

Freuher stunnent hie un do in den Haubiarren dicke Dennenböume – altes twei oder drei bienein. Dei leitent de Bueren stohn, dat wor de „Iäserne Reserve“. Im Noutfalle brachtent dei echt Geld. Meistens aber feilent en paar, wann de Dochter siëck bolle bestahn wull. Van diam Holte kreich dann ouk der Schriener en paar Briar. Hei makete dorut et Bedde un en Schaap fiür de Uutstüere.

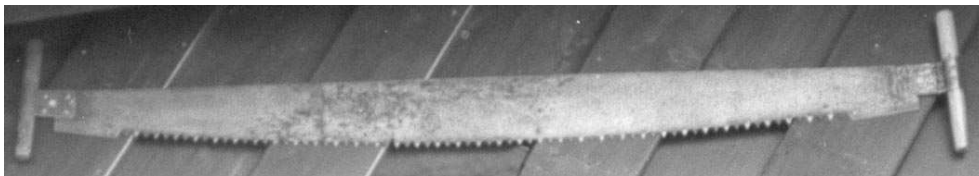
Ein Johr viür der Hochtied sprïeket siëck der Buere met sienem Nohber aff. Sei gohnt dann midden im Winter, wann siëcker kein Saap meih in me Holte is, met Biggelen, met Kielen un met ner langen Drumsia in den Biarrig.

Sou ne mächtige Denne schlohn, dat is wall ne andere Saake, as ne twintigjöhrlige Birreke ümmeliën.

Et wert gemootert un geiiket, an wiëllicker Siete dei Boum de meisten Töppe het, wou hei wall hiënfällt, wann me nit dirigeiert.

Sall dei Denne aber anders liën, domet me se nohiar lichter wechteihn un op den Wagen lahn kann, dann mutt der Buere iüüberliën, wou hei de Sia aansetten sall. Wei jetz oppäset, kann siëck nohiar schwore Arrebet sparen.

Nu päcket der Mann met dem besten Hau et Biggelen un schleit siege bie der Welt ne Kiarrebe uut dem Stamm; noh diar Siete sall der Boum fallen. Hie un do süht me ouk es twei Kerels – einer rechts, der andere links vam Boum –, dei im Takt in de glieke Kiarrebe hauent. Do mutt me aber firm sin!



Zwei Arbeiter knien sich sodann hin, wieder rechts und links vom Stamm, mit dem Rücken zur Fallrichtung. Sie setzen die lange Trumsäge an, genau der Kerbe gegenüber, die Zähne auf den Keil gerichtet.

Nun heißt es: Ziehen, ziehen! – Hin und her!

Die Säge locker durch den Stamm laufen lassen! – Ziehen, ziehen! – Hin und zurück!

So vergeht etwa eine Viertelstunde, und einer ruft: „Fünfzehn!“ Sie atmen tief durch, heben den Hut und wischen mit dem Handrücken den Schweiß von der Stirn. – Und weiter geht's! – Hin und zurück!

Ärgerlich, wenn die Säge klemmt und festsitzt! Dann klopft man einen Eisenkeil hinter der Säge in den Schnitt, damit der Stamm sich etwas hebt. Das hält auf!

Und erneut sägen: Links, rechts! – Ziehen, ziehen!“

Plötzlich meint man, der Wind gehe durch die Äste, es knackt hoch in der Luft, Holz bricht vor der Säge. – Achtgeben! – mit solch einem dicken Baum ist nicht zu spaßen.

Jetzt noch zwei-, dreimal schnell ziehen! – Säge raus! – Aufspringen! – Drei Schritte weg vom Stamm! – Achtung! – Niemand kann sicher voraussagen, wo der Baum hinfällt.

Tweï Mann huukent siëck soudann niaber den Boum, jeïder an eïne Siete, beie met dem Rüggen noh der Fallrichtung. Sei settent de lange Drumsia aan, der Kiarrebe gïegeniübbber, dei Ti-ahne wiesent op den Kiel.

Nu hett et: Teihn, teihn! – Hiën un hiar! –

Dei Sia locker diurrech den Stamm loupn looten! – Teihn, teihn! – Hiën un retour!

Dat duërt ne Veïerelstunde, eïner räupet: „Fufzehn!“ Sei verschnubent en wiënnig, lichterent den Haut un wischent met dem Handrüggen den Schweit van der Steieren. – Un widder geiht et! – Hiën un hiar!

Iärgerlich, wann de Sia klemmet un faste sittet! Dann mutt me nen Iësenkiel hinger der Sia in dian Schnitt kloppen, domet der Stamm siëck wiër hiëbet. Dat kann lange duëren.

Un noch es teihn: Links, rechts! – Teihn, teihn!

Op-es meint me, der Wind tüßselte de Äste, et knacket houhge in der Luft, Holt briëket viür der Sia. – Oppassen! – Met sou nem dicken Boume is nit te spassen.

Noch tweï-, dreimol ganz flott teihn! – Sia rut! – Opspringen! Drei Schrië weg vam Stamm! – Oppassen! – Me kann nüh wiëten, wou dei Boum liën bliebet.

DORFLEBEN ► VON DER LANDARBEIT

Jetzt brechen die Äste, trockenes Holz kracht, ein dumpfer Aufschlag, die Erde bebt!

Eine Wolke grauer Flechte-Schuppen erhebt sich über dem Stamm.

Es ist, als ob die Tanne ihren letzten Atemzug getan hätte. —

Unheimlich still ist es im Wald – kein Vogel pfeift – kein Specht klopft.

Um die Holzfäller ist es hell geworden, der Baum wirft keinen Schatten mehr.

Einer von ihnen betrachtet den Stubben, der andere das Erdende der Fichte. Er fängt an, die Jahresringe zu zählen, er verheddert sich dabei und schätzt dann das Alter auf 120 Jahre. Jemand schreitet die Länge des Baumes ab und misst etwa 35 Meter.

Welch ein Baum! —



Nu briakent de Töppe, drüge Holt kraaket, et giëtt en Rums, en dumpen Opschlag, de Eere biëbet!

Ne Wolleke van griesen Flechten-schubben hiëbet siëck.

Me meint, de Denne heh den letzten Ohm gedohn. —

Et is op-es sou stille – kein Vuël singet – kein Specht klöppet.

Ümme dei Häuers is et hell geworden, der Boum schmitt keinen Schatten meih.

Der eine besüht den Stuken, der andere dat Eerdenge van der Denne. Hei fänget aan, de Johresringe te tellen, verkiümmet drinne un schätztet dat Oller op 120 Johre. Einer schritt de Länge vam Stamm aff un miëtt 35 Meiter.

Wat en Boum! —



VON MENSCHEN UND TIEREN UNTER EINEM DACH

Im ganzen Sachsenlande, somit auch in unserer Region, lebten Mensch und Vieh mit dem Wintervorrat unter einem Dache. So waren die Tiere Hausgenossen, sie gehörten in gewissem Sinne zur Familie.

Diese alte Bauweise kann man hier und heute nur noch selten sehen. Die früheren Häuser sind Mitte des vorigen

Im ganzen Sachsenlande, sou ouk in unser Giëgend, liabetent Lüh un Veih met dem Vüarroot fiür den Winter unger einem Daake. Sou worent de Diëre Huusgenossen, sei gehoortent sou te siën tau der Familie.

Diëse olle Buuwiese kann me bie uns kum noch seihn; dei op uns iübberkommenen Hüüser sind noh me Kriege



Jahrhunderts durch neue ersetzt oder umgebaut worden. Unsere Bauernhäuser hatten nicht die behäbige Weite der Münsterländer Höfe, im Drolshagener Bereich gab es wohl nicht so reiche Großbauern wie man sie heute noch in Norddeutschland findet. Aber hier wie dort konnte man, sobald man die Haustür öffnete, an der rechten Seite den Kühen vor den Kopf sehen.

nigge op- odder ümmebugget woren. Unse Hüüser haant ouk nit dei Widde van Münsterländer Buerenhüaven, et goov im Dräuzer wall nit sou rieke Groutbueren as me dat in Norddütschland noch finget. Aber hie wie do kunn me, soubald as me de Huusdüare opmakete, an der rechten Siete den Käuhn viür den Kopp seihn. (Foto: Stertschulenhof in Cobbenrode)

Ging man über den schmalen Flur weiter in die Küche, schoben die Tiere an den Klapptüren, um nachzuschauen, wer da wohl vorbeigehe. Diese Trennplatten hob man zur Fütterzeit hoch. So konnte man den ganzen Stall übersehen, und der Besuch musste Acht geben, dass die Tiere ihn nicht an dem Ärmel zogen.

Vom Balken her kam das Futter durch einen Trichter in den Gang, und von dort aus trug man es den Tieren in den Trog. Meist fütterten die Bauern damals das Rindvieh mit Häcksel, einem Gemisch aus Heu und Haferstroh, aber geschnitten auf etwa fünf Zentimeter Länge.

Aus der Küche holte man sodann heißes Wasser und aus dem Brunnen draußen kaltes, vermischte es, gab vielleicht noch eine Handvoll Hafermehl dazu und hielt es den einzelnen Tieren vor. Vom Breier Anton wird erzählt, er habe einer Kuh kochendes Wasser in den Trog geschüttet, dem Tier zugerufen: „Heiß, Bunte!“ und sei gegangen, kaltes Wasser am Bach zu holen.

Wann me iüßber dian schmalen Flur in dei Kieke am anderen Enge gohn wull, düggetent de Käuh iarre Klappdeckelen op un keikent, wei do wall gekommen wör. Diëse Trenndüären woortent tau der Fauertied houhge gehuaben. Nu kunn me giudd den ganzen Stall iüßberseihn, un der Besuch muchte oppassen, dat dei Diëre iamme nit an der Maue tougent.

Vam Balleken hiar koom dat Fauer diurrech nen Trechter op dat Flürchen, van do uut drachte me et dian Diëren in den Truag. Meistens fauertent de Bueren iarre Diëre domols met Häckelze, nem Gemisch van Heu un Haberströih, aber op giudd fiev Zentimeiter kleine geschniën.

Ut der Kieke gualte me dann heit Water un vam Pütz odder ut der Flaut noch kallet dobie, vermischete dat, goov noch ne Handviull Haberroot dropp un heil et den Diëren vüar. Op der Brei im Nohberduarrepe wannte der Antun. Hei schutte der Kauh dat kua-kende Water in den Truag, reip: „Heiß, Bunte!“ ging an de Flaut un brachte käller Water herbie.



DAS KÜHEHÜTEN



Das Hüten der Kühe stand an im Spätsommer und im Herbst. Die Tiere wurden dann auf Felder getrieben, auf denen man vorher Heu geerntet hatte, damit sie im Winter etwas zu beißen hatten. Sollte aber auf dem einen oder anderen Felde kein Grummet – kein zweiter Schnitt – bereitet werden, so konnte man dorthin frühzeitig die Kühe treiben. Das Hüten besorgten meist die Kinder, aber nicht immer war es kinderleicht. Sie mussten gut Acht geben, wenn neben den Kleefeldern etwa Hafer wuchs. Den fraßen die Tiere gern, und es war nicht leicht, sie fernzuhalten. Es gab Schimpfworte, wenn man nachher beim Mähen noch die Trampelpfade sehen konnte.

Gern hütete ich die Kühe im „Mittelsten Berg“. Zumal in den Herbstferien trieb ich die Tiere morgens gegen neun Uhr allein über die Landstraße bis nach Husten. Von dort zogen wir weiter unter dem Siepenberge her auf Gelslingen zu.

Käuhheuen stund aan im späen Sommer un im Hiarrebest. Eist muchte op den Fellern dat Heu gemaket weren, domet me im Winter Friaten fiür de Diëre haa. Wull me op dem einen odder anderen Felle keinen Graumert – keinen twetten Schnitt – ernten, kunn me do alt de Käuh hiëndrieben. Heuen wor meistens Arrebet fiür de Kinger, aber et wor nit luter kingerlichte. Sei muchtent besonders oppassen, wann niaber den Kleistückern ouk Haber woss. Dian frootent de Diëre geren, un et wor schwor, dei do wechtehollen. Et goov Schengen, wann me sougar biem Mähen noch seihn kunn, wou dei Diëre hiarargeschlappert worent.

Geren hotte iëck dei Käuh im Milzenbiarre. Besonders in den Hiarrebestferien dreiv iëck dei Käuh muarrens ümme niëggen Uhr alleine iübbber de Stroote noh Husten. Van do ging et widder unger me Siepenbiarre hiar op Gelslingen los.



Es war eine Strecke, für die wir gewiss eine dreiviertel Stunde brauchten. Wir besaßen dort eine größere Weidefläche umgeben von Wäldern. Zu dieser Zeit wuchsen dort meist keine Früchte mehr, die man schützen musste. Einzige Aufgabe war, die Tiere im Auge zu behalten und sie abends rechtzeitig nach Hause zu bringen.

Nun hatte ich mich einmal so in ein Buch vertieft oder vielleicht ein wenig geträumt, jedenfalls hatte ich nicht bemerkt, dass die Kühe verschwunden waren. Was habe ich nachher suchen müssen! Rundherum nur Wald und ich allein in der Wildnis! Schließlich fand ich sie schön beisammen auf einem Kleefeld bei Gelslingen, gewiss dreihundert Meter waren sie durch den Wald gelaufen. Das gute Futter hatten sie bestimmt gerochen. Das zeigt, wofür Kuhschellen wie in den Alpen nütze sind. — An einem anderen Tage kam ich auch in große Not, als unsere schwarze Kuh – in Panik, den Schwanz hoch in der Luft – nach Hause rennen wollte.

Et wor ne Strecke, für dei ieck gewiß dreiveierel Stunde bruchte. Dat Feld do wor en grouter Plack midden in den Biarren un in diar Johrestied meistens ohne andere Früchte, bie dian me wall oppassen müchte. Opgobe wor, dei Diëre im Ouge te hollen un obends rechtiedig wiërtebringen.

Nu haa ieck miëck sou in en Bauk vertiefet odder vlichts en wiënnig genucket, jeidenfalls haa ieck nit metgekriën, dat dei Diëre siëck selbständig gemaket haant. Wat hebbe ieck gesocht! Runs rümme blous Biarrig un ganz alleine in der Wildnis! Schließlich fung ieck se schön biënein op nem Kleistücke bie Gelslingen, gewiß dreihundert Meiter muchtent se dohiën diurrech den Biarrig loupén. Dat giudde Fauer haant dei bestimmt geruaken. Hie süht me, woufiür Kauhschellen as in den Alpen giudd sind. — En andere Toure koom ieck ouk in Nout, as unse schwarte Kauh – in Panik, den Stert houhge in der Luft – op Heime tau biësete.

Unsere Schwarze hatte ein dünnes Fell, sie konnte die Sonne nicht gut vertragen und vor allem die Fliegen nicht ausstehen. Die andern Kühe stellten sich in Position, um hinterher zu setzen. Ich drohte ihnen und jagte sie zurück, dann spurtete ich hinter dem Ausreißer her, lief seitlich vorbei und schaffte es, ihn wieder auf die Weide zu treiben.

Meist aber kamen wir gut miteinander aus. Wenn ich unter einem Busche auf dem Felde saß, in einem Buche las oder etwas schrieb, dann kam die eine oder andere Kuh und wollte wohl mitlesen. Sie schnob um meinen Kopf herum. Sie hatte vielleicht die Butterbrote in dem Beutel gerochen. Am besten aß man seinen Vorrat gleich morgens auf, denn die Tasche war nicht sicher vor den Tieren. Und wenn man die Bücher nicht bewachte, blätterte die Kuh darin und fraß sogar ein paar Seiten auf.

Da hatte doch ein Lehrer einmal gefragt: „Warum hast du die Biblische Geschichte nicht gelernt?“

Dei Schwarte haa en dünn Fell, sei kunn de Sunne nit verdrian un viür allem de Fleigen nit utstohn. Dei andern Käuh maketent alt Aanstalten hinterhiar te loupn. Iëck dräüete dian un dreiv se retour, dann rannte iëck hinter der Schwarten hiar, leip sietlich vorbeie un kunn se wiër tau dian anderen drieben.

De meiste Tied koment vie abber giudd metenein ut. Wann iëck unger me Busche op me Felle soot un loos odder schreiv, dann kunn et sin, dat de eine odder andere Kauh es metlisen wull. Dann schnouv se op-es bie mienem Koppe. Sei haa gewiß de Biüttes im Broutbüül geruaken. Am besten oot me den Vüarroot alt glik muarrens op, dei Tasche wor nit siëcker viür den Diëren. Un wann me de Bäuker nit im Ouge beheil, dann blaartent se do ouk drinne un frootent sougar en paar Sieten op.

Do haa doch es en Lehrer in der Schaule gefroht: „Warum hast du die Biblische Geschichte nicht gelernt?“



Da antwortete der Junge: „Ich konnte nicht, die Kuh hat das Buch gefressen!“ Der Lehrer ließ sich schwer überzeugen, doch schließlich meinte er: „Da habt ihr jetzt aber eine schlaue Bunte!“

Wenn ich die Tiere auf andere Felder trieb, gab es gewiss mehr Leben, denn Nachbarkinder hüteten in der Umgebung. Da lief man mit diesen herum, kletterte auf Birken und Erlen, man entfachte ein Feuerchen, briet Kartoffeln darin und probierte auch vielleicht eine Zigarette aus Eichenlaub. Jemand brachte Geldscheine aus früherer Zeit mit. Sie ließen sich gut drehen und qualmten so stark, dass man gleich husten musste.

Siëtt dei Junge: „Ich konnte nicht, die Kuh hat das Buch gefressen.“ Et duerte lange, bit et der Lehrer schließlich gloffte, dann meinte hei: „Da habt ihr jetzt aber ne schlaue Bunte!“

Wann me op anderen Fellern de Di-ëre heuen muchte, haa me meih Liaben ümme siëck rümme, dei Nohberkinger worent jou in der Nöhgede. Do sprung me met dian, kletterte op Birreken un Erlen, me makete en Füertiën, breit Tufelen dodrinne un probeierte ouk es ne Zigarette met Eikenlouv. Einer brachte es Geldschiene van freuher met. Dei leitent siëck giudd drehen un qualmetent sou starrek, dat me fortens hausten muchte.

VIEH ABSCHAFFEN

Ein wenig erfreuliches Thema ist das Abschaffen von Rindern. Wenn man so lange mit ihnen gegangen ist, wenn die Tiere sich haben melken und helfen lassen, wenn man sie geputzt und gefüttert hat und meist gut mit ihnen auskam, dann fällt es auch dem Menschen nicht leicht, sie abzugeben. Ich entsinne mich noch gut, wie schwer es uns gefallen ist, als wir eine Kuh abliefern mussten.

Im Krieg und in der Zeit danach wurde jedem Bauern aufgetragen, eine gewisse Menge Fleisch abzugeben, wir hatten im Wirtschaftsjahre 1944/45 an Lebendgewicht 735 kg zu liefern, wohl eine Kuh und noch ein oder zwei Schweine.

Nun führte mein Vater die Kuh am Zaume nach Olpe, ein Weg von einer ganzen und einer halben Stunden.

En gar nit erfreulich Kapitel is dat Affschaffen van Ringern. Wann me sou lange met ian gegangen is, wann se siëck hent mellecken un hellepen loten, wann me se geputzet het un gefauert un me meistens giudd metenein utkoom, dann is et einem nit egal, wann me se affgiaben well, sall odder mutt. Iëck weit noch giudd, wou schwor et uns gefallen is, as vie ne Kauh affliëbberen muchtent.

In me Kriege un donoh, wor jeider Buere verpflichtet, en bestimmt Quantum Fleiß optebrengen, fiür uns worent dat im Wirtschaftsjohr 1944/1945 an Liabendgewicht 735 Kilou, gewiß ne Kauh un ein odder zwei Schwiene.

Nu brachte mien Vatter dat Diër an me Toume noh Olpe, dat wor en Wiag van ner anderthalben Stunde,

Ich sollte hinterher gehen und das Tier treiben. Da steigen auch in einem jungen Burschen traurige Gedanken auf, und auch der Vater sagte kaum ein Wort. Die Kuh ging gut mit bis vor das Tor des Schlachthofes. Doch dort wollte sie keineswegs hindurch. Der Geruch aus dem Hause passte ihr wohl nicht, sie schnob, zog zurück, fiel auf die Knie und schüttelte den Kopf.

Auf dem Heimwege ging es auch nicht lustig zu. Meinem Vater war der Kampf der Kuh nahe gegangen. Er schlug auch keinem Huhn den Kopf ab, wenn er es vermeiden konnte.

In einem anderen Jahre mussten wir unseren älteren Fahrochsen abschaffen. Er habe einen Strahlenpilz, sagte der Tierarzt. Gleich beim Kehlkopf konnte man eine faustdicke Geschwulst fühlen, sie war deutlich zu sehen. Sie drückte dem Ochsen auf die Luftröhre und machte ihm das Atmen schwer.

Ich entsinne mich noch gut, wie ich am letzten Abend zu ihm gegangen bin und ihm gut zuredet habe. Der Ochse versteckte seine Schnauze unter meinem Arm und hielt fein still, als ich ihm über den Tumor strich. Das war kein „dummer Ochse“!

Tiere merkten wohl, wenn man es gut mit ihnen meinte. Ich brauchte nur die Stalltür zu öffnen, dann begann die Nachtigall zu brummen und warte, dass ich ihr den Hals klopfte und zwischen den Hörnern kratzte.

Recht überlegt, ist es gar nicht so lachhaft, wenn Hindus die Kuh heilig halten und nicht totschiagen.

Iëck sull dei Kauh drieiben. Do kument dann ouk nem jungen Burschen trurige Gedanken, un ouk der Vatter sachte kuum en Woort. Dei Kauh ging echte met bit viür dat Douer vam Schlachthuave. Do wull se partou nit diurrech, dei Luft do drinne poss iarr nit, sei schnouv, touch retour, ging op de Knei un tiüsselte den Kopp.

Op me Heïmewiah ging et ouk nit lustig tau. Mienem Vatter wor dat nit egal, dei hochte ouk keinem Hauhne den Kopp aff, wann hei et iabend üm-megohn kunn.

Im anderen Johr muchtent vie unsen ölleren Fouherossen affschaffen. Hei haa en Strahlenpilz, sachte der Tierarzt. Gliëk biem Kehlkopp kunn me en fuustdicke Geschwulst foïhlen, me kunn dei ouk giudd seihn. Se düggete iamme op de Struate un makete dat Ömen schwor.

Iëck weït noch giudd, dat iëck am letzten Obend bie ian gegangen sie un em giudd geprohlt hebbe. Dei Osse verstoppete siene Schnute unger mienem Aremen un heil fein stille, as iëck em iübbër dian Tumor streïk. Dat wor gar kein „dummer Osse“!

Diëre mirreketent, wann me et giudd met ian meinte. Iëck bruchte blous in den Stall te kummen, dann fing de Nachtigall aan te hummelen un waarte dropp, dat iëck iarr den Hals kloppete un tüsser den Hiörrenern kratzete.

Recht iübbërlacht, is et gar nit sou spassig, wann de Hindus de Kauh heilig hollent un se nit doutschloht.

PFERDE



Landwirte überlegten sich wohl, ob sie sich ein Pferd oder einen Ochsen für die Arbeit halten sollten. Größere Bauern fuhren mit Pferden, kleinere wollten es ihnen nachmachen, manchmal nur aus Großmannssucht. Es galt die Regel: Man solle kein Pferd kaufen, wenn man die Arbeit mit einem Ochsen verrichten könne. Pferde kosteten viel Geld, einen Ochsen konnte man auf dem Hofe aufziehen. „Ein Ochse wächst ins Geld“, sagte der verständige Bauer, „Pferde werden mit jedem Jahre billiger. Wenn man eine alte Mähre verkaufen muss, hat sie keinen Preis, ein alter Ochse aber, den man noch etwas anfüttert, bringt manchen Taler.“

Ochsen ließen sich auch leichter versorgen. Sie gehören zu den Wiederkäuern, sie schlingen das Heu schnell hinein und können nachher auf dem Felde nachkauen, Pferde dagegen beißen das Heu beim Fressen ganz kurz, für eine rechte Mahlzeit brauchen sie eine Stunde und mehr.

Bueren iüßberlachtet siëck wall, of sei en Perd odder nen Ossen hollen sül-lent. Dei grötteren Bueren fouhertent met Peren, klendere wullent et ian nohmaken, mannegmol aber blous, weil sei meih sin wullent ase andere. Et gull de Regel, wann me siene Arrebet met nem Ossen daun künn, süll me kein Perd koupén. Dei kostetent in der Aanschaffunge bares Geld, nen Ossen kunn me siëck sellebes opteihn. „En Osse wäset in et Geld“, sachte der verständige Buere, „Pere werent met je-idem Johre billiger. Wann me en olt Perd verkoupen mutt, kostet et nix meih, en oller Osse, dian me noch en wiënnig gemästet het, dei brenget man-negen Daler.“

Dei Ossen leitent siëck ouk lichter faueren. Dat sind Wiederkäuer, sei schlinget dat Heu flott dorin un kunnt nohiar op me Felle noch nohkäuen, Pere bietent dat Heu ganz kuart, sei brukent fiür ne richtige Mohltied ne Stun-de un meih.

DORFLEBEN ► VON MENSCHEN UND TIEREN

Der Pferdebauer musste morgens vor fünf Uhr aufstehen, wenn er um sieben Uhr ausziehen wollte.

Mit einem Pferde aber konnte man auf dem Felde schneller arbeiten oder an einem Tage mehr erledigen. Ein Pferd konnte auch auf der Straße weitere Strecken besser gehen. Dabei halfen auch die Hufeisen, die ihm von Zeit zu Zeit in der Schmiede genau angepasst wurden. Mit der scharfen Spitze vorn unter dem Eisen rutschten sie nicht so leicht aus, wenn sie hart ziehen mussten. Zudem lief sich das Huf auf fester Straße nicht so schnell ab.



Der Perefouhemann muchte muarrens viür fieve opstohn un dat Perd faueren, wann hei bie siëbben utteihn wull.

Met dem Pere kunn me de Arrebet op me Felle flotter daun odder am Dah meih erledigen. En Perd kunn ouk widere Strecken op der Stroote biatter gohn. Dobie hullepent dei Haufiësen, dei in der Schmitte van Tied tau Tied genau aangepasset woortent. Sou kunnent de Pere siëck

met der Spitze vüar am Iësen biatter hollen, wann sei feste teihn muchtent, un dat Hauf leip siëck nit sou lichte aff, wann sei viëll op der Stroote ungerwiahns worent.



KATZEN



Katzen sah der Jäger nicht gern, wenn sie im zeitigen Frühjahr die Sassen der jungen Hasen suchten. Katzen fingen auch manchen Vogel, ihre Hauptbeute waren jedoch Mäuse und Ratten. Letztere fingen sie aber nur, wenn sie selbst kräftig gebaut waren und sie das Tier gleich im Genick zu fassen bekamen. Sonst wehrten sich die Ratten. Mäuse konnten sie fangen in dem Hause und rund herum oder auch in der Scheune bei dem Getreide. Dort sah man sie eine ganze Stunde lang sitzen und auf das Mäuschen warten.

Ein Fest feierten die Katzen, wenn gedroschen wurde. Sobald die Maschine lief, war unsere Mieze auch zur Stelle, da brauchte man nicht erst zu rufen.

Katten sooch der Jiager nit geren, wann dei freuhjohrersdag de Settestiën van den jungen Hasen sochtent. Katten fingent ouk manneggen Vuel, iarre Hauptbeute worent abber Mäuse un ouk Ratten. Diëse kreigent sei abber blous, wann sei sellebes starrek worent un sei dat Diër fortens im Genick aanspringen kunnent. Süß wiahtent siëck dei Ratten. Dei Mäuse fingent sei in me Huuse un runs rümme odder ouk in der Schüere bie den Früchten. Do kunnent se dann ouk es ne Stunde lang stille sitten un op dat Müseken lueren.

En Fest haant dei Katten, wann geduassen woorte. Soubald as de Maschine leip, wor dei Mies ouk tau'r Stië, do bruchte me iar nit te raupen.

Damals brachten die Bauern im Herbst das Getreide vom Felde in die Scheune und lagerten es dort zunächst ein. Nachher im Winter wurden die Garben gedroschen. Wenn man eine aufhob, stand die Katze schon bereit und sprang dann auf die flüchtenden Mäuse. Manchmal konnte sie nicht alle Nager zugleich fangen und natürlich auch nicht auffressen.



Die übrige Zeit lagen die Katzen schön geleck im Stuhle am Küchenherd und schnurrten. Man sah ihnen dann nicht an, dass sie so jagen und beißen konnten. Deshalb sagt man ja auch: „Der sieht aus wie geleck!“ oder: „Der ist so falsch wie eine Katze!“

Nachts trafen sich die Katzen häufig vor dem Hause mit ihren Artgenossen aus der Nachbarschaft. Dann konnte man Katzenjammer oder auch Gekriesche hören. Bei Regenwetter suchten sie einen warmen Platz am Ofen oder schliefen im Heu.

Wenn Kinder sich morgens etwas länger im Bett aufhalten konnten, holten sie vielleicht auch einmal die Katze zu sich. Das gefiel ihr wohl, aber wenn sie hinaus wollte, durfte man sie nicht festhalten, zwingen ließ sie sich nicht, das gab sonst auch tiefe Kratzer.

Domols brachtent de Bueren im Hiarrebest Koren un Haber vam Felle in de Schüeren un maketent do en Iaer, en Lager. Im Winter dann woortent dei Schobben geduassen. Wann me dei van me Iaer ophouv, stund de Katte luter paroot un sprung op de flüchtenden Müse. Mannegmol kunn dei Katte nit alle Nager op-es fangen un natürliëck ouk nit friaten.

Süss lachtent de Katten schön geleck im Stauhle am Küekenherd un schnurrtent. Me sooch dian nit aan, dat se sou jahn un bieten kunnent. Deshalb sachte me jou ouk: Dei süht uut as gelecket!“ odder: „Dei is sou falsch as ne Katte!“

Bie Nacht troopent siëck dei Katten meistens viür me Huuse met iarren Artgenossen uut me Duarrepe. Dann hoorte me mannegmol Katzenjammer odder ouk Gekriesche. Bie Rianwiar sochtent sei nen waremen Platz biem Uaben odder schleipent im Heu.

Wann de Blahn muarrens es nit sou freuh opstohn muchtent, gualtent sei de Katte ouk alt-es in et Bedde. Dat gefeil diar, abber wann se gohn wull, muchte me se nit festhollen, twingen leit dei siëck nit, dat goov süss vlichts deipe Kratzer.



DORFLEBEN ► VON MENSCHEN UND TIEREN



AUCH DIE KATZE SCHAUT DEM IGEL AUF DER TERRASSE ZU.

Später lebte in unserem Hause eine Katze, die sich zwischen vielen Kindern recht wohl fühlte. Als sie einmal eine Carrera-Bahn aufgebaut hatten und die Autochen schnurren ließen, sah sich die Katze das eine Weile an und setzte sich dann in eine Kehre zwischen die Straßen. Sobald nun ein Auto herankam, schlug sie mit einem Pfötchen zu und brachte es aus der Bahn. Es war ja wohl keine Maus, aber der Jagdtrieb stachelte den Kater wohl an.

Späer haant wie es ne Katte, dei fauhlte siëck tüsser viellen Blahn recht wall. As dei ne Carrera-Bahne opgebugget haant un de Autochen schnurren leitent, sooch siëck dei Katte dat en wiënnig aan un dann satte sei siëck in de Kehre tüsser dei Strooten. Soubald as en Auto heraankoom, schlauch sei met nem Pfötchen tau un brachte et uut der Bahne. Er worent jou wall keine Müse, aber se stacheltent den Jagdtrieb vam Kater aan.



HÜHNER



Jeder große und jeder kleine Bauer hielt früher wenigstens ein Dutzend Hühner. Man ging davon aus, dass ein Huhn etwa dreihundert Eier im Jahr legen würde.

In der Kriegszeit wurde das Geflügel auch in Listen erfasst, und der Halter musste wohl je einhundert Eier abliefern. Deren Gewicht war genau vorgeschrieben, sie sollten nicht weniger als 62,5 g wiegen. Kükeneier, die recht klein ausfallen, wurden also nicht angenommen.

Hühner aber konnte man nicht gut zählen, wenn sie ständig hin und her liefen. Darum blieben auf dem Hofe meist ein paar Tiere ungezählt und waren so frei von Abgaben.

Mit Eiern ging man auch in Friedenszeiten recht sparsam um. Man trug sie ins Geschäft. Mit dem Erlös bezahlte die Hausfrau den Einkauf von Lebensmitteln. Die Händler führten Buch, und am Monatsende wurde abgerechnet.

Jeider groude un jeider kleine Buere heil freuher wiënnigestens en Dutzend Hauhnder. Me ging dovan uut, dat en junge Henne dreihundert Eier im Johre lachte.

In der schlechten Tied worent dei ouk erfasst, un der Halter muchte van jeidem Hauhn gewiß hundert Eier affliëbberen. Dat Gewichte wor genau vüargeschrieben, ein Ei muchte wiënnigestens 62,5 g wien. Kükeneier, dei recht kleine utfallent, woortent alsou nit aangenuammen.

Hauhnder kunn me abber nit giudd tellen, dei leipent jou ständig hiën un hiar. Diarrümme bleibent meistends en paar Hauhnder op me Huave ungetallt un frie van Affgoben.

Met Eiern ging me ouk in giudden Tieden recht sparsam ümme. Dei drachte me in et Geschäft. Domet be-tahltent de Huusfrauen iarren Inkoup fiür de Küeke. Dei Kouplüh fouhertent Bauk, am Monatsenge riackete me aff..

Hühner saßen früher zur Nacht im engen Kuhstalle hinter den Tieren auf einer Stange in zwei Meter Höhe. An einer freien Wand hingen die Nester, in welche die Vögel ungestört ihre Eier ablegen konnten. Manchmal, wenn es drängelte, saßen wohl auch zwei Hennen auf einem Nest.

Hühner legen ihre Eier gern zu anderen. Darum kauft die Hausfrau ganz schlaue für jedes Nest ein Porzellan-Ei. Das bleibt dann ständig zurück, und so werden die Hühner getäuscht.

Es kam aber auch immer wieder vor, dass einzelne Hühner sich einen feinen Platz im Stroh auf dem Schuppen suchten. Meist verrietten sie sich aber selbst durch ihr Gegacker nach getaner Arbeit. Dann musste eins der Kinder hinterher und das Nest suchen. Manchmal lagen da zehn Eier beisammen. Diese wurden nur mit Bedacht behandelt, weil sie keine Altersangabe besaßen. Es ist auch immer wieder vorgekommen, dass eines Tages – drei Wochen muss die Glucke auf den Eiern sitzen – die Henne mit dem Nachwuchs vom Schuppen kam und die Kleinen zum Hühnerfutter lockte.

Und die Glucke sorgte so gut für ihre Küken! Sie konnte diesen fein die Erde ein wenig wegkratzen, einen Regenwurm für sie frei arbeiten, sie warnte auch vor einer größeren Pfütze, lockte, wenn Tiere oder Autos sich näherten und hielt die Kleinen schön warm unter ihren Flügeln, wenn ein kühler Wind blies oder es Abend wurde.

Hauhnder sootent freuher bie Nacht im engen Kauhstalle hinger den Diären op der Houert, op ner Holtstange, wall twei Meiter in der Luft. De Nester hingent an ner frien Wand, wou de Vüele ungestört huken un de frischen Eier deponeieren kunnent. Mannegmol, wann et drängete, sattent siëck ouk es twei Hennen op ein Nest.

Hauhnder liënt iarre Eier geren bie andere. Diarrümme köupet de Huusfraue ganz listig fiür jeides Nest ein Pestelinen-Ei. Dat bliebet dann ständig do drinne, un de Hennen werent sou aangeschmiart.

Et kunn abber ouk sin, dat einzelne Hauhnder siëck en feinen Platz im Ströih op dem Schoppen sochtent. Meistens verreitent dei Hennen siëck selbes diurrech iarre Kackelen noh der Arrebet. Dann muchte ein van den Kingern hingerhiar un dat Nest seuken. Mannegmol lachtent do tiëhn Eier biënein. Me muchte dann vüersichtig domet ümmegohn, weil bie dian nit dat Oller aangegiaben wor. Et is ouk verschiedentlich passeiert, dat eines Dahs – drei Wiaken munt dei Hennen op den Eiern sitten – de Klucke met dem Nohwass vam Schoppen koom un dei Kleinen an et Hauhnderfauer lockete.

Un dei Henne wor sou bedohn ümme dei Küken! Sei kunn dian fien de Ere en wiënnig loskratzen, nen kleinen Schliek fiür se friearreben, sei warnte ouk viür ner grötteren Pöütze, lockete, wann Veih odder en Auto siëck nöhgertent un heil dei Kleinen schön warem unger den Flüttiken, wann en kauhler Wind bleis odder et Obend woorte.

DORFLEBEN ► VON MENSCHEN UND TIEREN

Ein Bild zum Malen, wenn dann hinten oder vorn ein kleiner gelber Schnabel vorwitzig durch die Federn leuchtete!

Diese Zeichen von Sorge und Hilfe muss der Evangelist Lukas wohl gekannt haben, als er das Verhältnis von Jesus zur Stadt Jerusalem beschrieben hat: „Wie oft habe ich versucht, deine Kinder zu sammeln, so wie eine Henne ihre Küken unter ihre Flügel nimmt, aber du hast es nicht gewollt!“ (Lk 13,34) Diesen Spruch kann (konnte) jeder Bauer gut nachempfinden.

Gewöhnlich setzte die Hausfrau ein brütendes Huhn, eine Klucke, auf ein vorbereitetes Gelege. Normal verließ diese das Nest nur, wenn sie fressen und trinken wollte.

En Biëld taum Molen, wann dann hie un do en kleiner gialer Schnabel vüarwitzig diurrech de Fiaren van der Klucke lüchtete!

Diëse Teichen van Suarre un Hüllepe mutt der Evangelist Lukas wall gekannt hen, as hei dat Verhältnis van Jesus tau der Staadt Jerusalem beschriëben het: „Wou mannegmol hebbe iëck versocht, diene Kinger te sammeln, sou as ne Henne de Küken unger iarre Flüttiken niëmmet; abber du hest dat nit gewullt!“ (Lk 13,34) Dian Spruch kann (kunn) jeider Buere giudd nohempfangen.

Normal satte de Huusfraue ein brötzig Hauhn, ne Klucke, op en utgesocht Gelege. Dei verleit dat Nest meistens blous, wann se friaten un drinken muchte.



SPRICHWÖRTER UND REDENSARTEN

Sou Lüh, sou Veih.
Domet kannst du Pere stiahlen.
Dei is trügge as en Perd.
Dian stiëket der Haber.
Dei is anhänglich as en Hund.
Dei is sou schroh as der Hund op der Schnute.



Dei sind siëck Figgend ase Hund un Katte. (nit alle!)
Hei schnurrt as ne Katte.
Dei is falsch as ne Katte.
Dei geiht drümme rümme as de Katte ümme den heiten Brie.
Dei köipet de Katte in me Sacke.
Dei lött de Katte ut me Sacke.
Dei schügget et Water as de Katte.
Wann de Katte nit do is, danzent de Müse op me Disse.
Do is hei sou scharrep dropp as de Zië op et Salt.
Dei is sou schnuppig as ne Zië.
Dei is gedüllig as en Schoop.
Dei is en Guaddslamm.
Dei is sou dumm as et Hingeste vam Fiarreken.
Dei krieschet as en gestuaken Schwien.
Diamme teihnt se dat Fell iübber de Ohren.
Dei is bange as ne Mus im Potte.
Dei is arem as de Kiarrekenmuus.
Do wüll iëck ouk es Müseken sin.

Müseker hent ouk Ohren.
Hei geiht met den Hauhndern in't Bede.
Hei steiht met den Hauhndern op.
Iat kann noch kackelen, aber nit meih liën.
Et süht uut as en Liëhäuhntiën.
Ouk dat blinge Hauhn fänget noch es en Schliek.
Dat Küken well kläuger sin as de Henne.
Hei feuhlt siëck as der Hahne im Kuarreve.
Do kreht kein Hahne meih noh.
Hei settet iamme den rouen Hahnen op et Daak.
Iat süht uut as ut dem Ei gepellt.
Dat kannst du hen fiür en Appel un en Ei.
Hei het en Häuhntiën, dat liëtt iamme güldene Eier.
Sei regent siëck op ümme ungelachte Eier.
Dat is dat Ei vam Kolumbus.
Wei gackert, mut ouk Eier liën.
Hei sittet faste droppe, as de Klucke op den Eiern.
Dian mut me as en frisch Ei behandeln.
Sei gliekent siëck as ein Ei dem anderen.
Dat is nit dat Giale vam Ei.

Die vielen auch heute noch gebrauchten Vergleiche mit Tiereigenschaften zeigen das sehr enge Verhältnis von Mensch und Tier. Zugleich erkennt man auch die wache Beobachtungsgabe der Vorfahren.

VOM ESSEN UND TRINKEN



DER GUTE ALTE KÜCHENHERD

In früheren Statistiken erfasste man Familien oder Haushaltungen nach „Herdstellen“. Wer kein eigenes Feuer entfachen konnte, galt nicht viel, er hatte kein eigenes Einkommen, besaß kein Haus und keine Familie.

Der Herd war Mittelpunkt des Hauses und der Großfamilie. Jeder kennt Bilder, auf denen unser Vorfahren zu sehen sind, wie sie sich um eine Feuerstelle in einer Höhle versammelt haben, an Knochen nagen, sich unterhalten und dort schlafen.

Feuer gibt Wärme und Licht, Feuer hält auch wilde Tiere ab. Mit der Zeit wurde aus der Höhle ein Haus, aus dem Feuerchen eine offene Feuerstelle, wie man sie noch in alten Schlossküchen oder in Freilichtmuseen anschauen kann. Dort sieht man einen Dreibock für die Bratpfanne und einen Aufhänger. Das ist ein Haken mit seitlichen Zacken wie bei einer Baumsäge. Damit konnte man den Kochtopf höher oder tiefer über der Glut pendeln lassen.

Man kann diese offenen Feuer an Sommerabenden im Garten bei Grillpartys sehen. Auch dort versammelt sich die ganze Sippschaft. Sind es Erinnerungen an frühere Generationen, Gewohnheiten, die vielleicht in unserem Erbgut festgeschrieben wurden? Jedenfalls fühlen sich die Menschen wohl, wenn sie beisammen sitzen können, sich wärmen und auch etwas zu beißen haben.

Wann in früheren Akten die Familien oder Huushollungen geneumet woortent, talte me dei noh Herdstiën. Wei kein eïgen Fïer maken kunn, gull nit viëll, hei haa kein Inkummen, kein Huus un keine Familie.

Dei Platz fïür den Herd wor de Middel van me Huuse un van der ganzen Sippschaft. Jeïder kennt Biëlder met unsen Vorfahren, dei siëck ùmme en Fïertiën in ner Hühle versammelt hent, do an nem Knuaken bietent, prohlent un schlooptent.

Dat Fïer goov Wiarreme un Licht, dat Fïer heil ouk dei wilden Diëre aff. Im Loupe der Tied woorte ut diarr Hühle en Huus, ut diam Fïertiën ne uapene Fïerstië as me se noch in ollen Schluatküeken odder im Freilichtmuseum seihn kann. Me kennt nen Dreibock fïür de Panne un nen Sianhook. Dei haa viëlle Tiahne as ne Boumsia, domet me dian Pott höüger odder dapper iübber de Glaut hangen kunn.

Me süht diëse uapenen Fïers mannechmol sommerdags in me Garen bie diarr Grillparty. Ouk do sittet ne ganze Sippschaft drümme rümme; Erinnerungen an freuhere Generatiounen, Gewiënden, dei vlichts noch in unsem Erbgüedd festgeschriëben sind. Jeïdenfalls feuhlent siëck dei Lüh dobie wall, wann se tehoupe sitten kunnt, dobie ouk wat te bieten hent un warem gehollen werent.

DORFLEBEN ► VOM ESSEN UND TRINKEN

Die Versammlung am Feuer blieb auch erhalten, als man an die Stelle der offenen Esse einen festen, geschlossenen Herd gesetzt hatte.

Solch ein Ofen schien für alle Ewigkeit gebaut zu sein, so schwer, dass er nur mit roher Kraft weggeschafft werden konnte. Er gab der Familie den festen Mittelpunkt, hier spielte sich das häusliche Leben ab. In einem Prospekt um 1900 wurde dieser Küchenherd ganz zweckgerichtet als „Kochmaschine“ angepriesen. Da war keine Rede von der gemütlichen Ecke.

Vier stabile Eisenbleche, von denen drei an der Außenseite mit Emaille überzogen waren, hatte man zu einer Truhe verbunden, die Nahtstellen unter Chrom-Zierleisten versteckt und von der Herdplatte oben abgedeckt.

Sou ging dat freuher ouk noch tau, as do in me Huuse an der Stië van me uapenen Füer en richtiger, geschluatener Küekenherd stund.

Sou en Platz wor für de Eiwigkeit gebugget, sou schwor, dat hei blous met Gewalt wechgedracht weren kunn. Hei goov den Lühn einen festen Mittelpunkt, hie spiëllte siëck bolle dat ganze Familienliaben aff.

Eine Firma bout ümme 1900 in nem Prospekt diësen Herd ganz geschäftsmäßig ase „Kochmaschine“ aan. Keine Rede van ner gemütliëcken Ecke!

Veier stabile Iësenplatten, wouvan drei an der Utensiete emalleiert worent, haa me tau ner grouten Truhe tehoupe gesatt, dei Nohtstiën verstoppete me unger festen Chrom-Zierliësten. Uaben wor dat Ganze van der Herdplatte übberdecket.



MUSEUMSSTÜCKE

Schwer wurde der Herd erst durch die eingesetzten Schamotte-Steine, Ziegel also, die größere Hitze vertragen. Damit wurden die Seitenplatten isoliert und die Feuerstelle ausgemauert. Diese lag ziemlich hoch unter der Kochplatte, damit die Töpfe gut erhitzt wurden. Wollte man eilig etwas kochen, dann konnte man die Gefäße sogar in die Platte einlassen, also näher an die Glut bringen.

Das Brennmaterial lag auf einem Gitterrost. So konnte die Asche hindurchfallen in einen Auffangkasten. So konnte auch die Frischluft besser an die Glut herangeführt werden. War das Rost verstopft, dann kratzte man darin von unten mit einem Stoch Eisen.

Solch ein Herd war nicht nur von einem Bastler erfunden worden, dazu hatten im Laufe der Jahre viele Menschen ihre Ideen beigesteuert. Wenn die Frauen beim Kochen schimpften, weil es nicht recht gelingen wollte, dann saßen die Männer daneben und überlegten, wie man Abhilfe schaffen könne.

Neben der Feuerstelle befand sich in den Herden meist noch ein Backofen, dessen Wände durch den heißen Rauch von außen aufgewärmt wurden. Wenn man dort einen festen Rodonkuchen backen konnte, dann waren die Frauen zufrieden. Vor allem musste man dabei für gleichbleibende Hitze sorgen. Das gelang am besten mit Kohlen oder Buchenholz.

Unser Herd zu Hause hatte unter dem Backofen noch ein angewärmtes Fach, in dem wir Pantoffeln und Putzlappen aufbewahrten.

Schwor woorte dei Herd eist richtig diürrech dei Schamottesteine, Steine, dei en giudd Fier uthollen kunnent. Domet woortent dei Isenplatten an den Sieten isoleiert un de Fierstië utgemürt. Dei lachte ziemlich houghge, domet dei Pötte uaben op der Platte biatter heit woortent. Wann et flott gohn sull biem Kuaken, kunn me dei Pötte ouk noch in de Plate inloten, nögher an de Glaut heraan.

Dat Fier brannte op nem Gitterrost. Sou kunn dei Asche diurrechfallen in den Aschenkasten. Sou kunn ouk de Frischluft biatter an dei Glaut kummen. Wann dat Rost es verstoppet wor, nohm me en Stuakiesen un purrte van ungen in den Kuahlen.

Sou en Herd wor nit blous van einem Tüfteler erfungen woren, do haant im Loupe der Johre viëlle Lüh iarre Ideen taugestüert. Wann de Frauen biem Kuaken schanntent, weil et nit recht klappen wull, dann prackeseiertent dei Mannslüh, wou me dian Herd verbiattern künn.

Niaber der Fierstië wor in den meisten Herden noch en Backuaben ingebugget, dei uuten rümme van diam heiten Rouk gewiarremet woorte. Wann me dodrinne en festen Rodonkauken backen kunn, dann worent dei Frauen tefrian. Sei muchtent dobie viür allem suarren, dat dei Hitze ne Tied lang aanheil. Dat ging am besten met Kuahlen odder Baukenholt.

Unse Herd te Heime haa unger me Backuaben noch en warem Fach fiür de Schluppen un ouk fiür dat Putztüch.

Die Platte musste jeden Tag gescheuert werden, bis sie glänzte. Das Putzen konnte nicht wie heute schnell mit einem feuchten Tuch abgetan werden. Wenn das Fett aus der Pfanne spritzte oder das Fass mit den Schweinekartoffeln übergekocht war, dann musste die Frau mit Schmirgelpapier nachhelfen. Dabei kam sie recht ins Schwitzen, besonders wenn der Ofen im Winter nicht kalt wurde. Der Herd war ja die einzige Feuerstelle im Hause.

Den jungen Männern, die eine Ehefrau suchten, wurde geraten, in deren Hause auf die Herdplatte zu achten. Wenn sie glänzte, dann könne er ohne Bedenken das Mädchen heiraten.

Bevor der Rauch vom Herdfeuer ins Ofenrohr und in den Kamin zog, wurde er auf Umwegen rund um das Schiffchen geführt, also um einen rechteckigen Kessel, in dem ständig Wasser angewärmt wurde. So hatte man immer temperiertes Wasser zum Spülen und Putzen. Für die große Körperwäsche am Samstag, wenn die Küche zum Badezimmer wurde, reichte der Inhalt des Schiffchens natürlich nicht. Dann brauchte man einige Töpfe mit heißem Wasser und dazu ein warmes Zimmer.

Rund um die heiße Herdplatte herum lief ein verchromtes Rohr, damit die Bewohner nicht unversehens die Kochstelle berührten. Wenn man sich aber zu stark anlehnte oder sich halb darauf setzte, dann gab die Stütze nach, und man wurde gerügt. Die Lehne war dafür nicht geeignet. Die älteren Männer konnten es aber nicht lassen, wenn sie im Winter von draußen kamen und sich den Rücken wärmen wollten.

Bei der Herdplatte musste jeder das Dach gescheuert werden, damit sie glänzte. Das war nun nicht wie heute mit einem sauberen Daube geputzt. Wenn es Fett aus der Pfanne spritzte oder die Pfanne spritzte oder die Pfanne mit Suetöpfeln übergekocht war, dann musste die Frau vorher mit Schmirgelpapier draan. Das kamm me recht an't Schwitzen, für viell, wann me den Herd winterdags nit utgohn loten kunn. Der Uaben wor jou de einzige Fierstie in me Huuse.

Den jungen Männern, die an einem Miaken frigen wollten, woorte gerohn, in iarrem Huuse op de Herdplatte te seihn. Wann dei blank wor, dann kunn hei dat Miaken hiöroden.

Eiger dat der Rouk vam Herdfür in de Uabenpiepe un in den Schuannstein touch, musste dei noch en Ummewiag lengest dat Schiffchen maken. Dat wor en rechteckiger Waterpott, in diamme ständig warem Water vüarrödig wor. Me sooch tau, dat me et Water taum Speuhlen luter handwarem heil. Für dat groude Waschen am Sunnobend, wann de Kieke tau'm Badezimmer woorte, reikete dat Water im Schiffchen natürlich nit. Dann bruchte me einige Pötte kuakenich Water un ne wareme Stuabe.

Buten ümme dei heite Herdplatte leip en verchromt Röiher, domet dei Lühh nit unverseihns tei nohge an de Kuakestie koment. Wann me sieck te feste aanlachte oder sieck hallev dropp satte, dann goov et Schengen. Dat Liann heil nämlich nit viell ut. Dei ölleren Mannslüh kunnent et abber nit loten, wann se im Winter do buten gewiast worent un sieck den Puckel wiärremen wullent.

Da konnte auch einmal die Manchestert Hose anfangen zu qualmen.

Ohnehin war der Winter die rechte Zeit, in der unser Küchenherd zu Ehren kam. Wenn das Eis an der Dachrinne knackte und keiner sich recht traute, nach draußen zu gehen, dann legte einer ständig Holz nach oder schüttete auch einmal Eierkohlen in die Glut. Dann wurde die Platte rot, und die gedankenlosen Männer wurden gerügt.

Es war ja nicht ganz ungefährlich, wenn die Hitze zu groß wurde oder die Flamme bis ins Ofenrohr schlug. Dann konnte Holzteer, der sich mit der Zeit an den Wänden im Kamin abgesetzt hatte, Feuer fangen. Dann mussten die heilige Barbara und der heilige Florian helfen. Und wenn der Abzug nicht dicht war und das Heu auf dem Dachboden zu nahe daran lag, dann halfen wohl auch die Heiligen nicht mehr. Vor einem Hausbrand hatte die älteren Menschen panische Angst.

An Wintertagen spielte sich das Familienleben ganz eng um den Küchenherd ab. Der beste Platz im Hause war der Stuhl neben der Feuerstelle. Den hatte sich bei uns der Vater reserviert. Da saßen aber auch die Kinder, wenn sie vom Ziegenpeter, von Zahnschmerzen oder starkem Husten geplagt wurden. Dort stand auch zu bestimmter Zeit ein hoher Korbsessel, der Sorgenstuhl, für den Opa. Hier saß er keinem im Wege, er konnte sich leicht zum Tische wenden, konnte auch schnell mit einem Papierstreifen, mit einem Fidibus, Feuer aus dem Herd für seine Pfeife holen.

Dann kunn et passeieren, dat de Manchesternbutze aanfing te quallemen.

Iübbberhaupt wor der Winter dei richtige Tied, in diar me den Herd te schätzen lahrte. Wann et Iës an der Daakrenne knappete un keiner siëck recht do rut truggete, dann lachte einer ständig Holt noh odder schutte ouk es Eierkuahlen in de Glaut. Dann woorte de Platte rout, un dei unvernünftigen Kerels woortent geschannt.

Dat wor jou ouk nit sou ganz ungefährlich, wann de Hitze te grout gereit odder de Flamme bit in de Uabenpiepe schlauch. Dann kunn et Holttiar, dat siëck met der Tied an den Wängen in me Schuanstein affgesatt haa, Fier fangen. Dann muchtent de heilige Barbara un der heilige Florian hellepen. Un wann dei Affzug nit dichte wor un et Heu op me Balleken nohge draane lachte, dann hullepent dei vlichts ouk nit. Viür'm Brand haant dei ölleren Lüh unbändig Angest.

An Winterdahn spiëllte siëck alles ümme den Herd rümme aff. Der beste Platz in me Huuse wor der Stauhl niaber dem Herd. Dian haa siëck der Papa reserveiert. Do sootent abber ouk de kranken Blahn, wann se den Ziehenpeiter haant odder Tahneweih odder nen starreken Hausten. Do stund abber ouk ne Tied lang der houhge Kuarressel, der Suarrenstauhl, fiür den Houpa. Hie soot hei den anderen nit in me Wiah, hei wor nohge bie me Disse un kunn siëck flott met nem Fidibus Fier ut dem Herd guallen un den Tubak in der Piepe dampen loten.



Sobald der Platz einmal kurz nicht besetzt war, sprang die Katze auf das Kissen, drehte sich zusammen und fing an zu schnurren. Nur unter Protest ließ sie sich vertreiben.

Vor dem Küchenherd saß an ruhigen Nachmittagen die Mutter am Spinnrade und ließ den Wollfaden durch die Finger laufen. Im Backofen brutzelten dann ein paar Boskop-Äpfel und dufteten schon bis in den Flur.

Wintertags lagen neben den Äpfeln auch zwei Ziegelsteine im Ofen. Sie wurden abends in Handtücher eingeschlagen und den jüngeren Kindern ins Bett gelegt, damit dies etwas temperiert wurde. An die Herdstange hängten Jungen und Mädchen zum Trocknen über Nacht Handschuhe und lange Strümpfe. Wenn Kinder durchgefroren von der Schlittenbahn kamen, war die Kleidung meist feucht.



Soubald dei Platz es kuart nit besatt wor, sprung de Katte an dei Stië, drehte siëck tehoupe un fing aan te schnurren. Ungeren leit sei siëck van do wiër verdrieбен.

Viür me Herd soot an ruhigen Nohmiddahn de Mama an me Spinnrah un leit den Wollenfaam diurrech de Fingeren loupn. In dem Backuaben Breit dann en Rabauenappel un duftete alt bit op de Diale.

Im Winter lachtent niaber den Äppelen twei Ziegelsteine im Uaben. Dei woortent obends in Handdäuker eingeschlahn un den Blahn in et Bedde gestoppert, domet et en wiënnig aangewiarremet woorte. An der Herdstange hingent Jungen un Miaker iüßber Nacht de Hanßen un de langen Huasen. Wann de Kinger van der Schliënbahne kooment, dann worent sei füchte un diurrechgefruaren.

DORFLEBEN ► VOM ESSEN UND TRINKEN

Früher kannte man ja keine langen Hosen für die Kleinen, und das Schuhwerk hatte gewiss auch undichte Nähte. Die eiskalten Füße und Waden steckten die Mädchen auch gern für eine Weile in den wärmenden Backofen.

In einigen Häusern konnte man über dem Herd ein hölzern Klappgestell sehen. Die junge Mutter trocknete darauf die Windeln und Höschen der Kleinsten.

Recht gemütlich wurde es häufig nachmittags in der Dämmerstunde, wenn Mutters Stricknadeln klickten, wenn dann der ältere Onkel zum dritten Male den Winnetou las und dabei das Kleinste der jungen Hausfrau auf den Knien wippte.

Freuher goov et keine langen Butzen für de Blahn, un de Schau haant ouk undichte Nöhe. Wann de Fäute un Beine iëskalt worent dann stoppetent dei Miakier iarre Stampern geren für ne Wiele in den Backuaben.

In einzelnen Hüsern kunn me iüber dem Herd en hültern Klappgestell seihn. Dei junge Mutter druhte do droppe de Wingelen un Bütztier van den Klennsten.

Sou richtig gemütlich wor et nohmiddags in der Kieke, wann et bolle anfang, düster te weren, wann Mamas Strickestecken klappertent, wann der Öume taum dritten Mole den Winnetou loos un dobie dat Klennste van der jungen Fraue op den Knenn schockelte.



Wohl begann dann das Kaffeewasser in dem Kessel auf der Herdplatte zu singen.

Die Idylle verflog schnell, wenn die Futterstunde heranrückte. Dann brauchte man heißes Wasser, dann mussten auch die kleinen Kartoffeln für die Schweine durchgekocht sein, sonst schrieten die Tiere das ganze Haus zusammen.

Als es noch keine Waschmaschinen gab, wurde in manchen Häusern die Wäsche in großen Kesseln auf dem Küchenherd gekocht. Dann dämmerte es am hellen Tage, denn der Wasserdampf schlug sich an den Fensterscheiben nieder und ließ weniger Licht hindurch.

Wenn die Kessel, mit Mühe vom Herd herabgehoben, auf dem Fußboden standen, bildete die heiße Lauge eine große Gefahr für die Kinder. Manches Kleine hat sich daran böse verbrüht.

Häufig wurde auch noch in der Küche gewaschen. Dann hob man eine sperrige Zinkwanne auf zwei Stühle, stellte das Waschbrett mit dem gewellten Blech hinein und rubbelte darauf die besonders beschmutzten Flächen oder scheuerte sie mit einer Wurzelbürste.

War die Wäsche später halbwegs trocken, dann musste sie gebügelt werden. Als es noch keinen elektrischen Strom gab, aber auch später noch, weil Strom ja Geld kostete, standen zu diesem Zweck zwei massive Eisenplatten mit Griffen bereit, mit einer strich die Frau über die Wäsche, die andere stand dann auf dem Küchenherd und wurde aufgeheizt.

Vlichts fing dann dat Kaffeewater in me Kiëtteltiën op der Herdplatte aan te singen.

Dat änderte siëck abber flott, wann et op de Fauertied losging. Dann muchte heit Water hiar, dann muchtent ouk de kleinen Tufelen fiür de Schwiene gar sin, süß schreietent se de ganze Bude tehoupe.

As et noch keine Waschmaschinen goov, het me in mannegen Hüüsern de Wäsche in grouten Kiëteln op dem Herde gekuaket. Dann woorte et in der Kieke düster van Schwam, dei Finsteren beschleigent un leitent wiënniger Licht rin.

Gefährlich worent dobie dei Kiëteltiër met der heiten Louh, wann me se vam Herd genuammen un op de Ere gestallt haa. Mannech Blag het siëck ganz bööse dobie verbrannt.

Meistens woorte freuher ouk in der Kieke gewaschen. Dann stund op twei Stühlen noch dei groute verzinkete Wanne in me Wiah, do drin stallte me dat Waschebriad, rubbelte do droppe dei kniesterigen Stiën an der Wäsche un schuurte se met der Wuartelenböüste.

Wann dat Tüch nohiar dann sou wiet angedruht wor, muchte me et bügelen. As et noch keinen elektrischen Stroum goov, abber ouk noch Johre späer, weil der Stroum jou Geld kostete, bruchte me twei massive Iësenplatten met Griëppen. Met einer arrebet me, dei andere stund dann op der Herdplatte un woorte opgeheizt.

Zu regulieren gab es dabei nichts, die Frau musste ein Gespür für die rechte Temperatur haben, im Zweifel spuckte sie kurz darauf.

Und ständig musste die Frau Acht geben, dass der feine Staub von der Herdplatte nicht auf die Wäsche getragen wurde.

Man kannte damals noch ein anderes Eisen mit einer kleinen Kammer über der Bügelplatte. Im Herdfeuer erhitze die Frau Metallbolzen von der Größe eines mittelschweren Hammers. Das glühende Eisen bugsierte sie mit einer längeren Zange in diese Höhle. Es war eine gefährvolle Handlung, besonders wenn Kinder in der Nähe standen, aber die Arbeitsfläche – und damit auch die Wäsche – blieb dabei sauber. Während der Arbeit lag bereits ein zweiter Bolzen im Feuer. Es war eine gute Hilfe erforderlich.

Stark beansprucht wurde der Küchenherd nach einem Schlachttag. Sicher benutzte man auch den großen Viehofen – jetzt mit einem sauberen, emaillierten Kessel –, aber der Herd stand auch voller Töpfe. Dort kochten essbare Innereien für eine gute Suppe mit manchem Stück Fleisch. Was nicht sogleich gegessen wurde, hob man auf für die Wurstbereitung.

Größere Portionen von Leber- und Blutwurst füllte die Frau nicht in den Kunstdarm, sondern in Einkochgläser. Darin konnte man die Wurst lange Zeit aufbewahren. Die Gläser setzte man sodann auf eine runde Blechplatte mit einer Halterung in der Mitte und stellte diese dann in einen Kessel mit Wasser.

Te reguleieren goov et do nix, dei Fraue muchte spüren, of dei Temperatur stimmete, kunn sin, dat se es kuart dropp spiggete.

Un ständig muchte me oppassen, dat me den feinen Stuav van der Herdplatte nit op et Tüch schmiarte.

Do goov et noch en ander lësen met ner kleinen Kammer iübbder der Bügelplatte. Me lachte eïn lëschiffchen, gewiß sou grout as en mötiger Haamer, in de Glaut van me Herdfür Wann et gloihenich rout lüchtete, schouw me et met ner längeren Tange in den Buuk vam Bügeliësen. Dat wor ne gefährliche Arrebet, für viull, wann Kinger dobie stunnent. Abber de Bügelfläche un ouk de Wäsche bleiv sauber. En twetter Bolzen lachte dann alt in der Glaut. Bie diar Arrebet bruchte me ne giudde Hüllepe.

Starrek beansprucket woorte der Küchenherd, wann me geschlachtet haa. Dann bruchte de Huusfraue natürlich den Kauhpot mit diam sauberen Insatz, abber allerlei stund ouk noch op me Herd. Do woortent dei Innereien gekuaket. Dat goov ne echte Schlachtebreuh un mannech giudd Stücke rout Fleiß. Wat nit opgegiatten woorte, koom in de Woust.

Gröttere Portiounen van Liabber- un Blautwoust stoppetent dei Huusfrauen nit in de Diarremen, dian schöppetent se in Inkuakgliaser. Sou kunn me dei Woust lange verwahren. Dei Gliaser satte me op ne runse Bliackplatte met ner Stange in der Mitte un stalle se dann in nen Kiëttel met Water.

Von dieser Stange aus hielt man mit Klammern die Deckel auf den Gläsern fest, wenn beim Erhitzen das Einkochgut sich ausdehnte und Luft entwich.

Es sollte nur kurze Zeit aufgeheizt werden und nicht über eine vorgeschriebene Temperatur hinaus. Darum steckte zur Kontrolle in dem Kesselchen ein Thermometer.

Am folgenden Tage wurde das Schmalz ausgelassen. Man nahm das Nierenfett, die Flomenstücke, schnitt sie in Streifen und setzte alles in Töpfen auf den Küchenherd. Dort brutzelte es lange, bis es flüssig wurde. Da kam wohl ein ganzer Eimer voll zusammen. Schließlich schüttete man das Schmalz in irdene Gefäße. – Vorsicht! Das Fett ist sehr heiß!

Auf dem Herd vorgebraten wurden nach dem Schlachten auch manches gute Stück vom Rückenstrang und die Rippchen. Diese Portionen steckte man auch in Gläser und kochte sie ein. Mehrere Sonntagsbraten waren so bereits fertig.

An solchen Tagen fand man auf dem Herd kaum einen Platz für die Pfanne mit Bratkartoffeln oder für einen Topf mit Sauerkraut.

Gelegentlich – beim Roggenmähen oder beim Ernten der Kartoffeln –, wenn recht viele Personen zu versorgen waren, backte die Hausfrau einen hohen Stapel Waffeln. Dazu benutzte man eine Gießform mit dem bekannten Herzchenmuster. Diese passte genau in die Ringe über dem Herdfeuer.



Met Klammern an der Stange heil me dei Deckeln op den Gliasern, wann dei Woustebrie biem Kuaken siëck uutdehnte un Luft wegdüggete.

Dat heil siëck recht genau, me muchte nit te starrek un nit te lange kuaken looten. Diarrümme satte me diurrich en Luack im Pottdeckel en lang Thermo-meiter tüsser dei Gliaser.

Am andern Dah muchte et Schmalt utgeloten weren. Me nohm dat Fett ümme de Nieren rümme, dei Blaumen, schneig et in Striepen un stallte alles in nem Pott op et heite Fier. Dat Fett brutzelt, bit et flüssig wor. Do goov en ganzen Emmer viull. Dann schutte me dat Schmalt ohne dei Greiben in steinerne Düppen. – Vüarsicht! Dat Fett is areg heit!

Gebrohn woortent noh me Schlachten ouk giudde Stücker van me Rügenstrang un de Rübbeker. Dei stoppete me ouk in Gliaser, kuakete se tau un haa sou mannegn Sunndagsbrohn alt feierig.

An sou Dahn wor kuum Platz op me Herd für de Panne met Tufelen odder den Pott met Suëremaus.

Van Tied tau Tied – biem Korenmähn odder Tufelenutmaken –, wann besonders vielle Lüh te faueren worent, bock de Huusfraue ne houhge Riggel Waffelen. Do goov et en I-ësen met dem bekannten Hiarte-Muster, dat poss genau in dei Ringe iübbber dem Herdfür.

Weil die Waffeln ja nicht nur an einer Seite braun werden sollten, musste man die Backform über der Glut wenden können. Zum Backen brauchte man ein gutes Feuer, das die Küche natürlich stark aufheizte und die Hausfrau im Sommer ins Schwitzen brachte. Dabei musste sie Acht geben, dass die Küchlein nicht schwarz wurden. Das konnte leicht geschehen, denn es gab noch keine Hinweise durch grüne oder rote Lämpchen.

Zu solchen Gelegenheiten heizte die Hausfrau mit Buchenholz, das gab ein gutes Feuer und brannte nicht zu schnell weg wie etwa Fichtenholz. Auch vor Feiertagen bestellte sie sich Buchenscheite bei den Kindern, die das Holz herbeitrug.

Ebenso verfeuerte sie diese Sorte, wenn der Qualm aus dem Küchenherd zwar in den Kamin zog, aber von dort erst umgeleitet wurde durch die Räucherkammer. Dort sollte er an Schinken, Würsten und Speckseiten vorbeistreichen, damit sich dort kein Ungeziefer einnisten konnte. „Geräuchert Fleisch hält sich besser“, heißt es. Und Buchenholz eignete sich besonders, weil der Rauch geringere Anteile an Teerstoffen enthält als andere Baumarten.

Allgemein wurden auch gern Steinkohlen verheizt, aber damit ging man sparsam um, weil sie Geld kosteten, Brennholz wuchs im eigenen Wald und kostete nur die Arbeit.

Presskohle, Brikett, konnte man gut zum Holz legen, sie brannte nicht so schnell aus.

Domet dei Waffelen nit blous van einer Siete brun woortent, muchte me dat Iesen noh ner Tied ümmedrehn, dat iübbeste noh ungen. Do bruchte me ouk en giudd Fier, wat im Sommer de Fraue mannechmol recht int Schweiten brachte. Dobie muchte me oppassen, dat dei Kauken nit verbrannte. Dat wor flott gescheihn, un do goov et noch kein greun Lämptiën, dat oplüchtete, wann de Waffel feierig wor.

Bie diër Arrebet verstuakete de Huusfraue geren Baukenholt, dat goov biatter Fier un heil länger aan ase Dennenholt. Viür Fiërdahn bestellte se siëck bie den Blahn, dei et Holt ut dem Schoppen gualtent, en paar giudde Knüppelen Baukenholt.

An bestimmten Dahn woorte blous met echtem Baukenholte gebott. Dann lette me nämlich den Quallem ut me Schuanstein in de Röükerstuabe, op den Hiarreben. Dei sull do de Schinken, Wöüste un Specksien indümmele, domet siëck kein Ungeziefer draane heil. Me siët jou alt-es: „Geröükert Fleiß höllt siëck biatter.“ Un dat Baukenholt kunn me dofiür am besten bruuken, der Rouk dovan satte nit sou viëll Tiar aff ase der Quallem vam Dennenholte.

Kuahlen woortent ouk gekofft, abber sparen muchte me domet, dei kostetent Geld; Breuholt woss op me eigenen Biarre un kostete blous de Arrebet.

Briketts eignetent siëck giudd, wann me se bie et Holt lachte, dei brantent nit sou flott weg.

Wenn man die Luftzufuhr am Herd gut regelte, konnte man die Glut noch am folgenden Morgen wieder entfachen. Andernfalls wurde neu Feuer gelegt. Dazu benötigte man die Äste und Reiser vor allem der Birken, die man im Walde schon zu Bündel, zu Schanzen, gebunden hatte. Sie fingen am schnellsten Feuer, wenn man darunter ein Stück Zeitungspapier anzündete.

Darauf legte man sodann dickere Aststücke oder gespaltene Scheite. In einigen Häusern warf man die Baumscheiben ungespalten in den Herd. Andere Bauern trugen Holzstücke von zwei Meter Länge in die Küche und zersägten sie hier.

Anscheinend durften deren Frauen ihren Mund nicht öffnen, denn die Sorge um eine saubere Wohnküche wurde so durchkreuzt. Manchmal geschah das sogar böswillig, wie erzählt wird. Da hatte die Hausfrau den Fußboden gesäubert und gebohnert. Als der Mann darauf etwas ausrutschte, ging er hin, zog den Aschenkasten aus dem Herd und streute den Inhalt durch die Küche wie wenn der Boden eine Eisbahn wäre.

Ein anderer Bauer, der mit seinem Bruder allein wirtschaftete, holte gut armlange Holzabschnitte und schob sie nach und nach durch die Frontklappe in die Glut.

Diese Männer hätten wohl besser zu unseren Vorfahren in der Wohnhöhle gepasst!

Wann me den Uaben richtig installte, haa me am anderen Muarren noch en wiënnig Glaut fiür dat nigge Fier. Süß muchte me anbeuten. Dotau bruchte me geren de Äste un Rieser van den Birren. Dovan haa me alt im Biarre Bündelen, Schanzen, gemaket. Dei dünnen Drüste fingent lichte Fier, wann me en Stücke Tiedunge drunger aanstook.

Op dei Rieser brachte me etwas dickere Töpfe un donoh gespoolene Knüppelen. Mannege Bueren worent te fuul, dei Affschniëtte te rieten un schmeitent se ganz in et Fier, andere drachtent sougar de Stangen sou lang ase Weiepöhle in de Kieke un schneigent se op nem Stauhle viürr me Herd in passende Stücke.

Do haant dei Fraulüh wall nix te siën. larre Suarre ümme ne schöne Kieke woorte alt-es sougar böswillig diürrechkrüzet. Sou wert van einem Bueren vertallt, dei op den gebohnerten Briarn in der Kieke en wiënnig gerüzet wor. Dei Mann ging bie den Herd, touch den Assenkasten ruut un streuete dian Dreck in der Stuabe op den Buam as bie ner Iësbahne.

En anderer Buere, dei met sienem Brauer alleïne wirtschaftete, schneig dat Holt op Meitersstücker un stoppete dei noh un noh diurrech dei Frontklappe in de Fierstië.

Sou Bueren heent biatter bie unse Vorfahren an dat uapene Fier in der Hüahle gepasset.

DIE BRENNNESSEL

Die schlaun Bürger von Schilda waren es leid, ständig teures Geld für Salz ausgeben zu müssen. Sie wollten es selbst herstellen. Sie meinten, man brauche das Salz nur auf den Acker zu streuen, dann werde es wohl wachsen wie Hafer oder Gerste. So reinigten sie am Stadtrande einen Platz vom Unkraut, pflügten und eggten und säten dort an einem schönen Oktobertage einen ganzen Sack voll Salz aus. Fast täglich zog es sie hinaus zum Feld, um zu beobachten, wie die Saat aufging. Sie mussten Geduld aufbringen, bis endlich grüne Spitzen hervorsprossen. Nun waren alle gespannt, wie die Salzpflanzen wohl aussehen würden.

Sie glichen mehr und mehr einer bekannten Staude, aber keiner wollte das Wort aussprechen. —

Und wer kennt sie nicht, die Brennnessel?

Aber wer schaut sie sich auch schon so genau an, dass er sie beschreiben könnte? Brennnessel sind den Menschen das Ansehen nicht wert, sie stehen ihnen ja nur im Wege. Man kann aber auch nicht immer einen Bogen um sie herum machen, denn sie breiten sich schnell aus bis in den Garten hinein.



In Schilda worent et dei schlaun Bürger leid, ständig sou vielle Dukaten für Salt wechtegiaben, sei wullent et siëck sellebes besuarren. Sei meintent, me brüchte et blous uttesehn, dann süll et wall wassen ase Haber odder Gerste. Sou stalltent se nohge bie der Staadt nen Platz, wou viürhiar blous Unkrut woss, fein aan un seetent an nem schönen Oktouberdah en ganzen Sack viull Salt op dat Land. Bolle jeiden Dag maketent se nen Gang ümme dat Feld rümme, sei wullent seihn, wou dei Soot opging. Se muchtent lange lueren, bit greune Spitztiër ut der Ere hervüarkoment. Nu worent alle gespannt, wou dei Saltplanten wall utseihn wörtent.

Se gleikent meih un meih ner bekannten Staude, abber keiner wull dat Woort in den Mund niammen. —

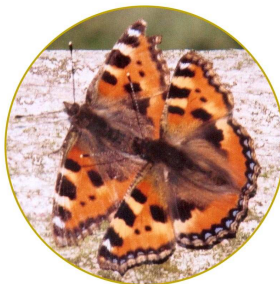
Un wei kennt se nit, de Niëttelen?

Abber wei bekieket se siëck es sou genau, dat hei se beschrieben künn? Niëttelen sind den Lühn dat Aanseihn nit wert, se stott einem blous in me Wia. Me kann se aber ouk nit in Rugge looten, weil se siëck met den Wuartelen widder arrebet in den Garen rin.

Als der Herrgott Adam und Eva aus dem Paradiese vertrieb, erschwerte er ihnen die Feldarbeit. Er sagte zu ihnen: „Dornen und Disteln soll dir der Acker tragen!“ Die Brennesseln hat er dabei nicht erwähnt, diese Plage hat er später noch nachgeschoben.

Und so wie Dornen und Disteln haben sie sich auch wehrhaft gemacht. Sie schützen sich aber nicht nur durch spitze Nadeln, die man überall an der Pflanze erkennt, besonders kräftige am Stängel, auf und unter den Blättern etwas feiner. Nein, die Brennesseln führen eine Art chemischen Krieg, sie verteidigen sich durch eine Flüssigkeit, eine Aminosäure, wie die Ameisen sie aussprühen. Berührt man die feinen Härchen, dann brechen sie, und es spritzt der scharfe Saft auf die Haut. Gar nach fünf Stunden spürt man die Attacke noch an Fingern oder Armen. (Vor dem Aufzeichnen der Geschichte habe ich einen Selbstversuch gemacht.)

Brennesseln wollen nicht gestört werden, sie wehren sich, damit sie nicht von Rindern und Schafen gefressen werden; nur den dunklen, behaarten Raupen von Tagpfauenauge, Admiral und Kleinem Fuchs spendieren sie ein paar Blättchen. So schmücken sich die Brennesseln ab und an mit schönen bunten Schmetterlingen. Aus diesem Grunde raten die Naturfreunde heute den Menschen, die Nessel zu schonen oder ihnen gar ein Beet im Garten abzutreten.



As der Herrguadd Adam un Eva ut me Paradiese verdreiv, het hei ian de Arrebet op me Felle schwor gemaket. Sou sachte hei: „Dören und Disteln sall die de Ere drian!“ De Niëttelen het hei nit geneumet, dei Plooge het hei späer noch nohgeschuaben.

Un sou as de Dören un Disteln hent se siëck wehrhaft gemaket. Sei wiahrent siëck abber nit blous düürrich spitze Notelen, dei me iüüberall an der Plante süht, am Stengel besonders kräftig, uaben un ungen an den Blaren etwas finder. Neï, de Niëttelen föiherent ne Art chemischen Krieg, sei verteidigent siëck düürrech ne Saap, ne Aminosäure, as de Kniephummelzen ouk. Wann me dei spitzen Höörtiër aanpäcket, briakent se aff, un et sprützet dei scharrepe Saap op de Huut. Noch noh fief Stunden spüert me dei Attacke an den Fingern odder am Aremen.

(Dat hebbe iëck extra fiür diëse Geschichte utpraweiert.)

Niëttelen welt in Rugge gelooten weren, se stellent siëck stur, domet se nit van Ringern un Schoopen gefriaten werent; blous fiür dei dunkelen Ruupen met dian langen Böisten, fiür dei van Tagpfauenauge, Admiral un Kleinem Fuchs giabent sei en paar Blare aff. Sou schmücket siëck de Niëttelen dann un wann met schönen bunten Sunnenvüelen. Dat is ouk der Grund, wiarümme de Naturfründe heute den Lühn rohnt, Niëttelen te schuaben odder ian sougar im Garen en Pliack afftetriaten.

K
l
e
i
n
e

F
ü
c
h
s
e

Aber warum auch so verächtlich auf die Brennessel hinabschauen? Ist es nicht eine stolze Pflanze?

Hat sie einen freien Stand, so wiegt sie sich im sanften Winde wie das Mädchen beim Tanze.



Eine Augenweide ist es, wenn gleich neben der Brennessel eine weiße Zaunwinde wächst, die sich an der standfesteren Staude einen Halt sucht.

Im Abstand von etwa fünf Zentimeter wachsen am Stängel der Nessel jeweils gegenüber zwei Blätter. Einmal zeigen sie nach Osten und Westen, beim nächsten Ansatz aber nach Norden und Süden.

Abber, wiarrüme ouk de Njettele sou schlecht maken? Is et nit ne stödige Plante?

Steiht dei Plante frie am Wia, dann weiget se siëck im lichten Lüftiën so elegant as et Miaken biem Danze.



Besonders fein süht dat ut, wann tehoupe met den Njettelen ne wilde witte Winge wasset, dei siëck an der standfesteren Staude Halt seuket. –

Alle fiev Zentimeiter stott siëck an dem Njettelenstängel twei Blare giëgeniübber. Bie einem Aansatz zeigt dat eine noh Osten, dat andere noh Westen, biem nächsten noh Süden un Norden.

So sind einige Blätter immer voll der Sonne zugewandt. Sie haben die Form von Herzen, die ein wenig in die Länge gezogen wurden, die Oberseite zeigt sich satt-grün, während die Unterfläche etwas heller gehalten ist.

Kräftige Adern ziehen hindurch bis an den Rand. In Erdnähe sind die Blätter etwas größer als zur Spitze hin, alle aber tief gezackt wie eine Zugsäge.

In den oberen Blattansätzen wachsen zudem noch die Blütenrispen, vergleichbar in der Form mit denen der Johannisbeeren. Auf einer Staude findet man Fruchtstände und zugleich auch die Pollenspender. Die sich später entwickelnden kleinen Kernchen werden von Vögeln verbreitet; so sorgen sie an anderem Orte für neue Pflanzen.

Der Samen, die dicken Wurzeln und auch die Blätter benutzt man schon seit Jahrhunderten in der Medizin. Da kann man staunen, wofür die Nesseln taugen! Vor allem die Körnchen enthalten den konzentrierten Wirkstoff, der die Verdauung auch beim Menschen aktivieren kann.

Sogar die sexuellen Regungen würden durch sie stärker, hat schon der römische Dichter Ovid im ersten Jahrhundert nach Christus gewusst.

Auch die Bauern haben ihr Vieh mit den kleinen Nüssen gefüttert. Die Pferde seien so feuriger geworden, die Kühe hätten mehr Milch gegeben und die Hühner mehr Eier gelegt. –

Mit dem Saft in den Nesselhärcchen hat man früher – wie mit der Säure von lebenden Ameisen – Rheumakranke behandelt.

Sou sind ständig en paar Blare viull der Sunne taugekahrt. Sei seihnt ut as langgetuane Hiarten, se sind an der Iüblersiete deipgreune, an der Ungersiete etwas heller un hent starreke Odern bit an den Rand.

Ungen an der Eere sind de Blaare grötter ase uaben, alle abber hent am Rande kräftige Tacken as ne Drumsia.

In den iübbesten Blaardständen wasent dann ouk noch de Blaumenrispen, ungefähr as bie den Johanniskeißen. Op einer Staude finget me de Fruchtstände un ouk de Pollenspender. Späer giëtt et dann kleine Kerentiër, dei van den Vüelen opgenuammen un anderswou wiër fiür nigge Niëttelen suarent.

Dei Soot, dei dicken Wuartelen un ouk dei Blaare brüket me alt siet Johrhunderten in der Medizin. Me mutt staunen, woufiür dei Niëttelen nit alle giudd sind: Gerade de Soot het de konzentrierte Kraft, dei den ganzen Verdauungsberiek ouk biem Menschen aanreget.

Sougar de sexuellen Aanwandlungen wörtent dodiurrich kräftiger, het alt der römische Dichter Ovid im eisten Johrhundert noh Christus gewußt.

Ouk dei Bueren hent iarre Diëre met dian Nüeten gefauert. Iarre Pere wörent füeriger gewoort, de Käuh heent meih Miëllik gegiaben un de Hauhnder meih Eier gelacht. –

Met diam Saap in den Hörtiërn van den Niëttelen het me freuher – as ouk met der Säure van den Kniephummelzen – Rheumakranke behandelt.

Manch einer hat sich mit Brennesseln auf den Rücken schlagen lassen oder sich selbst gezeißelt. Diese gleichen dann wohl Personen mit Nesselfieber.

Aus den Blättern kann man einen kräftigen Tee brauen, hilfreich für die Verdauung, zur Blutreinigung und bei Wassersucht.

Die Wurzeln hat man zerhackt und den Brei auf die Kopfhaut gerieben gegen Schuppen und Haarausfall.

Brennesseln kochte man im Frühjahr mit dem Schweinefressen; für das Rindvieh suchte man junge Disteln auf den Weiden. So erhielten die Tiere einen Vitaminstoß.

Auch in der Küche waren die jungen Blätter im Frühjahr sehr begehrt nach der abwechslungsarmen Winterkost. Wir wissen heute, dass die Nessel reich ist an Vitamin C.

Wie manche Mahlzeit haben uns die Brennesseln seit Jahrhunderten wohl schon geliefert! Gerade im Frühjahr, wenn in Feld und Garten noch nichts zu holen ist, kommen die jungen Nesselspitzen recht gelegen.

Manche Hausfrau, manches Kind, geht dann mit einem linken Handschuh, mit einem Käsesieb und einer Schere an den Gartenzaun oder an das Ufer am Bach. Es muss fleißig gesammelt werden, denn das Kraut fällt beim Kochen stark zusammen, dann bleibt nicht viel zurück. Darum wohl kocht die Hausfrau gern eine Suppe daraus, so reicht die Portion auch für zehn und mehr Personen. Sobald im Kochtopf die Blätter weich geworden sind, zerhackt sie die Köchin.

Mannig einer het siëck met Niëttelen op den Rüggen schlohn looten odder sellebes gezeißelt. Dei soogent dann gewiß ut, as wann se Niëttelenfeiber heent.

Van dian Blaren kann me nen kräftigen Tei bruggen, giudd ouk fiür de Verdauung, fiür de Reinigung vam Blaue un bie Wassersucht.

De Wuartelen het me gehacket, gekuaket un den Brie in de Hoore geschmiert giëgen Schuppen un Hoorutfall.

Niëttelen kuakete me im Freujhohr ouk ase Biegobe tau me Schwienefriaten. Fiür dat Rindveih sochte me de jungen Distelen in den Weien. Dat wor dann en Vitaminstout.

Ouk in der Kieke worent dei jungen Blare im Freujhohr begehrt noh diar aremen Kost im Winter. Vie wiëtent jou, dat sei rieke sind an Vitamin C.

Wou mannege Mohltied hent uns dei Niëttelen in Johrhundertent alt geliëbert! Gerade im Freujhohr, wann noch nix op me Felle odder im Garen te guallen is, kumment dei jungen Spitzen recht gelian.

Mannege Huusfraue, manneg Blah, geiht met ner Käsesigge, ner linken Hanße un ner Schere an den Garentun odder an en Auber bie der Flaut. Me mutt abber düchtig sammelen, dat Niëttelenkruut fällt biem Kuaken areg tehoupe, dann bliebet nit viël iüßberig. Dat is wall ouk der Grund, wiarrümme de Huusfraue geren ne Zoppe kuakete, dann reikete dei Portioun ouk fiür tiëhn un meih Iaters. Wann dei Niëttelen im Potte weik geworen sind, mutt me dei Blaare kleine hacken.

Mit einem Quirl oder einem Mixer werden die Fasern zerrissen. Früher drehte man die Pflanzen wohl auch durch eine feine Scheibe an der Wurstmaschine. Mit Muskat und Lorbeerblatt, mit Salz und Pfeffer, Zwiebeln oder Schnittlauch, angereichert mit etwas Mehl und süßer Sahne gibt das ein köstliches Gericht. Nach den Mahlzeiten mit getrockneten Buschbohnen und Erbsen, mit Sauerkraut und gesalzenen Stangenbohnen in den langen Wintermonaten, schmeckten die Brennesseln besonders lecker.

Dieses Kraut wird einige Wochen später dann abgelöst durch den Spinat aus dem Garten. In der Zeit nach dem Kriege tischte man uns einmal zum Festessen wie Spinat zubereitete Blätter der Runkelrüben auf. Zu Hause fraßen das unsere Schweine. Als mir das später erzählt wurde, ist mir der Drang nach Spinat und Brennesseln vergangen.

Bevor die Früchte an den Brennesseln reif wurden, mähte man die Pflanzen ab oder rupfte sie aus. Nachwachsendes Grün konnte man erneut in der Küche brauchen.

Das geschah aber nur, wenn im Garten sonst nichts zu holen war.

So Liebhaber wie den Pastor in einem kleinen Dorfe des Sauerlandes gibt es selten: Diesem muss die Haushälterin im Frühling 26 Portionen sammeln und einfrieren, damit er das Jahr hindurch alle zwei Wochen Brennesselgemüse essen kann. (Ob der Herr wohl die Wirkung der Nessel nicht kennt? Wäre es nicht besser, Salat zu essen? Der beruhigt, sagt man.)

Met nem Quirl odder nem Mixer kann me dei Fasern terieten. Freuher drehte me dat greune Tüch ouk diurrech de fiene Schiebe an der kleinen Woustemaschine. Met Muskat un Lorbeerblaart, Salt un Piapper, Ziepelan odder Schnittlouf, met Schmand un en wiënnig Miahlgieët dat en köstlich Gericht. Noh dian Mohltieden met gekieëbelten, gedruhten Buschbouhnen un Iarreften, met Suërmaus un gesaltenen Fickesbouhnen in den langen Wintermonaten, schmacket dat extra giudd.

Niëttelenzoppe wert Wiaken späer dann affgelöuset van dem Spinot ut me Garen. In der schlechten Tied noh me Kriege hent se uns ouk es bie Verwandten op nem Fiërdah as Spinot gestallte Rummelenblare vüargesatt. Te Heïme frootent dat de Schwiene. As mie dat nohiar vertallt woorte, is mie de Lust op Spinot un Niëttelen ziemlich vergangen.

Eïger dat de Niëttelen siëck sômetent, mähte me dei ollen Planten aff odder rôppete se ut. Dat nohkummende junge Greun kunn me dann noch es seuken.

Dat deh me abber blous, wann et im Garen kein ander Gemeuse goov.

Sou Liebhaber as den Pastouer op einem kleinen Duarrepe im Suërlanne giëët et sellen: Diamme mutt de Huushällersche im Freuhjohr seßuntwintig Portiounen sammeln un infreisen, domet hei dat Johr hiëndiurrich alle veiertiëhn Dah Niëttelenmaus iaten kann. (Of dei wall de Wirrekunge van den Niëttelen nit kennt? Wör et nit biatter, Zalot te iaten? Dei beruhiget, siëët me.)

Jedes Ding hat zwei Seiten, auch das Brennnesselgericht: Die Behörden lassen heute alle freiverkäuflichen Lebensmittel auf schädliche Stoffe untersuchen und geben Grenzwerte an. So darf ein Kilo Feldsalat im Sommer nicht mehr als 2500 Milligramm Nitrat enthalten. An der Universität Bonn hat man auch Brennnesseln getestet und dabei mehr als den doppelten Wert gemessen. Die Menge ist abhängig von der Jahreszeit und der Witterung. Im Frühling enthalten diese Pflanzen mehr Nitrat als im Sommer, ebenso bei Regenwetter, ja sogar am frühen Morgen mehr als nach längerer Sonnenbestrahlung.

Nitrat ist ein Produkt, das mit dem Stickstoff im Kunstdünger oder in der Jauche verteilt wird. Die Pflanzen wachsen gut danach. Die Nitratre werden im Körper bei der Verdauung von Bakterien in Nitrite umgewandelt, und diese sollen Krebs fördern, sagt die Wissenschaft. Nitrit wurde früher auch eingesetzt, damit die Schinken vom Schwein im Metzgerladen eine schöne rote Farbe erhielten. Heute ist das nicht mehr erlaubt.

Dass viel Stickstoff in den Brennnesseln steckt, ist uns ja bekannt, seit die Naturschützer raten, man solle diese Pflanzen ausziehen, in ein Fass legen und mit Wasser übergießen. Nach ein paar Tagen ergebe diese Brühe den besten Dünger für den Garten. Wer einmal mit solcher Lauge umgegangen ist, kann das bestätigen, weil sie wie kräftige Jauche aussieht und auch so riecht.

Jeides Dingen het twei Sieten, ouk dat Niüttelengemoise: De Behörden lotent heute alle Liabensmittel ut den Geschäften op schädliche Stoffe ungerseuken un giabent Grenzen fiür ne Belastunge aan. Sou duurt eïn Kilou Feldzalot im Sommer nit meih ase 2500 Milligramm Nitrat enthollen. An der Universität Bonn het me ouk Niüttelen getestet un dobie meih as den dubbelen Wert gemiaten. Dei Menge is affhängig van der Johrestied, van der Sunne un vam Rian. Im Freuhjohr hent de Niüttelen meih Nitrat un ouk wann et geriant het, sougar am Muarren meih as wann en paar Stunden de Sunne drop geschiënen het.

Nitrat is en Stoff, dei met dem Stickstoff im Kunstdünger odder in der Jauche verdeilt wert. Dei Planten wassent giudd donoh. Nitratre werent im Körper bie der Verdauung van Bakterien in Nitrite ümmegewandelt, un dei sullt Krebs fördern, siëtt de Wissenschaft. Nitrit woorte ouk ingesatt, domet dei Schinken vam Schvien biem Metzeler ne schön roue Farrebe kreigent. Dat duurt me heute nit meih bruuken.

Dat viëll Stickstoff in Niüttelen stiëket, is uns jou bekannt, siet dei Naturschützer rohnt, me süll Niüttelengreun röppen, in en Faat liën un met Water übbergeiten. Noh en paar Dahn gööv dat den besten Dünger fiür den Garen. Wei es met sou Bräuh ümmegeangen is, glöübet dat ouk, wiel dat se ase kräftige Jauche utsüht un ouk sou rüüket.

Unsere bekannte Brennessel hat noch eine Schwester, die bis zu drei Meter wachsen kann, natürlich robuster und mit einem dickeren, festen Stängel. Das „Institut für angewandte Botanik“ in Hamburg hat sie gezüchtet. —

Bei Lüchow-Dannenberg, bekannt durch das Atom-Endlager, lässt ein Stoffhändler auf weiten Feldern diese Art anbauen. Er will aus den Stängeln die Fasern lösen, sie verspinnen und einen Stoff daraus weben – wie man das bei Flachs ja auch macht. Das ist nun keine neue Methode. Bereits im Mittelalter und auch noch in der armen Zeit während des Zweiten Weltkrieges ist man so vorgegangen.

Jede Frau weiß, dass man Nesselstoff kaufen kann. Zu unserer Zeit aber besteht der aus Baumwolle. Früher kannte man bei uns diese ausländische Faser nicht, statt dessen verarbeitete man eben die Brennessel.

Bereits das Wort zeigt ja die Beziehung von Pflanze und Stoff: Nessel, im Niederdeutschen Niettele oder Nettel, ist verwandt mit dem Wort Netz. Ein Netz wird geknüpft, gewebt oder genäht. So sagen die Engländer zu nähen – to net. Auch am Wort Nadel, Nootel – im Englischen „needle“ – bemerkt man die Verwandtschaft mit Niettele, mit Brennessel.

Als ich die Geschichte von den langen Feldern in Niedersachsen mit Riesen-Brennesseln las, erinnerte ich mich an eine Redensart der alten Leute in früherer Zeit. Wenn sie einer Sache nicht so recht trauten, meinten sie: „Er wird sich wohl nicht in die Nesseln setzen!“

Unse heimische Niettele het noch ne Süster, dei bit tau drei Meiter wassen kann, natürlich robuster un met nem dickeren, festen Stengel. Dat „Institut für angewandte Botanik“ in Hamburg het diëse Planten getüchtet. —

Bie Lüchow-Dannenberg, bekannt diurrech dat Atom-Endlager, lött en Stoffhängeler wië Feller domet aanbuggen. Hei well ut dian Stengelen de Fasern löösen, se verspinnen un en Stoff wiaben – as me dat ouk bie Flaß maket. Dat is keine nigge Insicht. Alt im Mittelalter un ouk noch in der aren Tied im Twetten Weltkriege het me dat feierig gebracht.

Jeide Fraue weiß, dat me Nesselstoff koupun kann. Dei is in unser Tied abber ut Boumwolle gewiabet. Freuher kannte me bie uns diëse utländische Faser nit, dofiür bruchte me iabend dei Niettelen.

Alt dat Woort lött de Verbindunge van der Plante un dem Stoff oplüchten: Nessel, op Platt Niettele odder Nettel, is verwandt met Netz. En Netz wert geknüpset, gewiabet odder genäht. Sou siët de Engländer fiür nähen – to net.

Sougar dat Woort Nootel, Nadel – im Englischen „needle“ – is van Niettele hiargekummen.

As iëck dei Geschichte van den langen Fellern met Riesen-Niettelen in Niedersachsen loos, feil mie in, wat dei ollen Lüh freuher mannegmol me intent, wann sei ner Sake nit sou ganz truggetent. Sei sachtent: „Hei wert siëck wall nit in de Niettelen setten!“

VOM BROT



„Unser tägliches Brot gib uns heute“, beten wir oft im Vaterunser und denken uns nichts dabei. Wir haben doch hier alles im Überfluss. Das betrifft leider nicht alle Menschen, das war auch bei uns nicht immer so, und es kann sich auch wieder ändern.

Brot, die wichtigste Grundlage für unsere Nahrung und unser Leben, wird gewiss seit dreitausend Jahren gebacken. Vorher aßen die Menschen zerstoßene Körner in einer Suppe oder buken daraus dünne Fladenkuchen auf heißen Steinen, nach der Art, wie wir sie in der Pfanne bereiten.

„Giäv uns ouk diën Dag dat fiür uns nöidige Brout“, biant vie mannechmol im Vater-unser un denket uns nix dobie. Vie hent jou alles, vie wiëtent jou nit wouhiën domet. Andere sind iärremer drane; bie uns wor et nit luter sou, un et kann siëck es wiër ängern.

Brout ase wichtige Grundloge fiür unse laten un unse Liaben wert gewiß siet dreidousend Johren gebacken. Viürhiar ootent dei Lüh kaputtgestoutene Kerener as en Brie odder bockent op heißen Steinen dünne Kauken as vie dat in der Panne daunt.

Zur Brotbereitung braucht man Roggenmehl. Die Güte des Mehles und damit auch des Brotes hängt stark ab von der Witterung bei der Ernte. Schon immer wurde der Anbau des Brotgetreides von dem Klima beeinflusst.

Während der Bronzezeit – gegen 800 vor Christi Geburt – wuchs in unserer Gegend der Weizen recht gut, weil ein warmes Klima vorherrschte. So buken die Menschen Weizenbrot wie es jetzt noch im südlichen Europa üblich ist. Als die Natur hier kühler wurde, reifte der Weizen nicht mehr recht, es wurde dann Roggen angebaut und Schwarzbrot gebacken. Der kühlere Norden lässt Roggen nicht gedeihen, dafür aber Hafer. Daraus bereiten die Schweden das Knäckebröt.

Bis vor etwa einhundert Jahren sorgte jeder Bauer selbst für das Brot, das in der Familie gebraucht wurde, Bäcker gab es nur in den Städten.

Alle drei bis vier Wochen wurde in den Häusern auf dem Dorfe gebacken. Es war eine Arbeit, die in den Aufgabenbereich der Hausfrau fiel, es gab aber auch Männer, die ihnen behilflich waren. Das Verarbeiten des Teiges erforderte sehr viel Kraft und Ausdauer.

Das Rezept für Brot war denkbar einfach: Roggenmehl wurde mit Salzwasser und Sauerteig versetzt. Der Sauerteig war, wie der Name sagt, ein Teig, der beim vorigen Backtag zurückgehalten wurde und in der Zwischenzeit eben sauer geworden ist. Er bringt Gärung in das neue Gemenge. Luftblasen lockern das Brot; es lässt sich später besser kauen und ist bekömmlicher.

Für Schwarzbrot brüht man Kornmehl. Ist das Wier zu naat, wann die Kerener wassent odder geerntet werent, dann giëtt et ouk kein echt Brout. Dat Klima bestimmt, wat der Buere anstellen kann.

In der Bronzezeit – sou ümme 800 fiür Christi Geburt – woss bie uns der Weiten recht giudd; vie haant hie en warem Klima. Sou bockent dei Lüh Weitenbrout as dat dei Inheimischen in südlickeren Ländern bit jetzt noch daunt. As dei Natur hie käller woorte, riepente der Weiten nit meih sou recht, se buggetent dann Korn aan un bockent Schwarzbrot. In noch källeren Giëgenden, meih im Norden, wasset kein Korn meih, abber Haber. Dorut backent se in Schweden dat Knäckebrout.

Bit fiür hundert Johren suarrete jeider Bure sellebes fiür et Brout, dat in der Familie gebrucht woorte; Bäcker goov et blous in dian Stian.

Alle drei odder veier Wiaken muchte me in dian Hüusern op me Duarreepe backen. Meistens besuarretent dat dei Frauen, et goov abber ouk Mannslüh, dei bie diarr schworen Arrebet hullepent, wann sei Tiet haant. Schwor wor fiür allem dat Vermengen van Kornmehl, Suerdeich un Saltwater.

Dat Broutrezept is denkbar einfach: Wann me gebacken haa, leit me en Klumpen Deich retour. Met der Tiet goov dat den Suerdeich. Hei brenget Gärung in den Deich, suarret, dat dei viür'm Backen opgeiht. Luftblösen makent dat Brout locker, dann is et bitter te bieten un ouk bekömmlicher.

DORFLEBEN ► VOM ESSEN UND TRINKEN

Manche benutzten zum Kneten die Beine; vorher wurden die Füße sicher gut gewaschen. So arbeiteten auch die Bäckergehlen, als es noch keine Knetmaschinen gab. Über dem Backtrog hatte man eine stabile Stange angebracht. Daran hielten sich die Gesellen mit den Händen fest, um die Füße leichter aus dem Teig hochziehen zu können. Das war eine Fronarbeit!

Gebacken wurde das Brot in Steinöfen. Meist standen sie abseits von den andern Gebäuden des Hofes wegen der Brandgefahr. Aufgebaut waren diese Öfen aus Bruchsteinen, die über der Feuerstelle von außen dick mit Lehm beschichtet wurden, damit sie nicht zu schnell auskühlten.

Auf der Backstelle im Ofen entfachte man ein gutes Feuer und heizte so zugleich das Gewölbe darüber. Dazu gebrauchte man bei uns überwiegend Backschanzen.

Mannege nohment tau'm Kneten dei Beine, viürhiar woortent dei Fäute si-
ecker giudd gewaschen. Genau sou maketent dat dei Bäckergehlen, as et noch keine Knetmaschine goov. Met den Hängen heilent sei siëck an einer Stange iüßber dem Koppe fest, domet sei dei Teiben ouk wiër ut dem Deich teihn kunnent. Dat wor ne Plogerigge!

Gebacken woorte dat Brout siet Johrhunderten in Steinüawens. Me buggete dat Backhüseken an den Rand vam Huave. Me schüggete dat groute Fier. Dian Uawen müerte me met Bruchsteinen un bestreik en buten rümme iüßber der Fierstië dicke met Leimen, domet dei Hitze nit sou lichte entwieken kunn.

Op diarr Backestië im Uaben botte me in unserer Giëgend haups met extra Backeschanzen en giudd Fier un make-
te sou dat Gewöllebe do driüßber extra heit.



Sie wurden eigens dafür schon im Hauberg zusammengestellt. Neben Reisig enthielten diese Bündel auch armdicke Äste.

Wenn ein paar dieser Bürden in dem Backgewölbe verbrannt worden waren, nahmen die Steine eine aschgraue Farbe an und hatten jetzt die richtige Temperatur. Eilig wurde die Glut auf der ganzen Platte gleichmäßig verteilt, und wenn alles zu Asche zerfallen war, fegte man den Ofen mit einem an langem Stiel sitzenden Besen aus.

Jetzt schnell die Teigbrote einschießen! Die Tür schließen und auch den Schieber im Kamin, damit das Mauerwerk nicht zu schnell abkühlt! Die Hitze soll ja von den Steinen auf das Brot übergehen. Drei Stunden bleibt die Tür verschlossen, dann wird kontrolliert, ob das Brot braun und knusprig aussieht.

Die Hausfrau zeigt gute Laune, wenn alles recht geraten ist. Zwanzig, fünf- und zwanzig Brote werden aus dem Ofen gezogen und zum Kühlen auf Brettern abgelegt. Und das duftet!

Die Nachbarn haben es auch gerochen und kommen zur Begutachtung herbei. Sicher gibt es auch ein Gläschen Klaren, auch aus Korn.

Kinder streifen um das frische Brot herum und reißen da und dort ein überstehendes Krüstchen ab, manchmal auch etwas mehr. Das schmeckt auch ohne Butter und Rübenkraut.

Später helfen die Kinder, das Brot in den Keller zu tragen. Einige Laibe werden auf ein Regal gelegt, das an Drähten von der Decke abgehängt ist, die restlichen Brote steckt die Hausfrau in Steinguttopfe.

Dei Schanzen haant ouk dickere Tölen un nit blous flixterige Drüste. Dei woortent alt im Biarre terechte geliecken.

Wann me en paar van dian Büngelen op diarr Füerstië verbrannt haa, soogent dei Steine runs rümme hellgries ut. Nu haant sei de richtige Hitze. Iëlich woorte dei Glaut op diarr ganzen Platte liek verdeilt, un wann alles tau Asche verfallen wor, kratzete un kiaherte me met nem Bessel an langem Stiël den Uaben ut.

Nu fix dei Deichbrouer ingeschuaten! Fix dei Düare tau un ouk dian Schüaber im Schuanstein, domet dei Steine nit tei flott affkähle! Dei Hitze sall jou van den Steinen op dat Brout iübbegohn. Drei Stunden bliebet de Düare tau, dann wert kontrolliert, of dat Brout brun un knusperich utsiht.

Dei Huusfraue is giudd gestallt, wann alles recht gerohn is. Twintig, -fiefentwintig Brouer werent ut dem Uaben getuan un op Briar gelacht, domet se kauhle werent. Un dat duftet!

Nohbers hent et ouk alt geruaken un kumment op en Pröhltien herbie. Si-ëcker giëtt et ouk en paar Schnäpstier, stamment jou ouk vam Koren.

Kinger striekent ümme dat frische Brout rümme un klubent hie un do en iübbeständig Knüpptien aff, alt-es ouk en wiënnig meih. Dat schmacket ouk ohne Biutter un Krut.

Noh ner Tied hellepent alle Blahn, dat Brout in den Keller te drian. Einzelne Liever liëtt de Huusfraue op en Regal, dat an Dröhen van der Decke affhänget, andere stöppet se in steinerne Düppen.

DORFLEBEN ► VOM ESSEN UND TRINKEN

So hält sie die Mäuse fern und auch den Schimmel. Nur, das Brot war damals immer abgelagert. In vielen Häusern kam es nicht einmal am Backtag knusprig - frisch auf den Tisch. „Vom frischen Brot essen die Kinder ein paar Schnitten mehr,“ sagte der geizige Bauer. „Sie fressen einem ja so schon die Haare vom Kopfe.“ So ändern sich die Zeiten! In unseren Tagen kann der Bäcker das Brot von gestern schon nicht mehr verkaufen.

Früher holte man höchstens zum Sonn- oder Feiertag einen Kassemanns-Semmel. – Kassemännchen nannte man in der Kaiserzeit eine Münze mit dem Wert von zweieinhalb Silbergroschen oder fünfundzwanzig Pfennigen. Der Begriff wurde noch benutzt, als man das Geldstück und auch den Kaiser schon lange nicht mehr kannte. –

In den zwanziger Jahren fuhr ein Bauer mit seinem Pferdewagen an Wochenenden die Weißbrote aus. Dessen Frau prahlte einmal in der Nachbarschaft: „Ja, ja, unser Peterchen fährt mit dem Schimmelchen Semmelchen!“

Sou kunnt dei Müse nit an de Brouer, un Schümmel settet siëck ouk nit sou flott aan. Sou goov et abber luter affgelagert Brout. In viëllen Hүүusern koom et nit mol am Backedah knusprig op den Diß. „Vam frischen Broue iatent de Blahn en paar Schniën meih. Se friatent einem jou sou alt de Hoore vam Koppe!“ sachte der kniepige Bure. Sou ändernent siëck de Tieden! In unsen Dahn wert der Bäcker dat Brout van gustern alt nit meih los.

Freuher woorte höügestens taum Sunn- odder Fiërdah es en Kassemännekes Siëmmel gekofft. – Kassemänneken neumete me in diarr Kaisertied en Geldstücke, dat twei un en haleben Silbergroschen odder fiefentwintig Penne wert wor. Dei Name wor noch lebendig, as et dei Münze un ouk den Kaiser lange nit meih goov. –

In dian Twintiger Johren koom am Wiakenenge en Bure met nem Perewagen un brachte dei Siëmmelen. Do haa siene Fraue, dei ut me Wenschen stammete, tau'm Nohber gesacht: „Ja, ja, u'es Peterchen fi'ert mit dem Schimmelchen Semmelchen!“



In manchen Häusern wurde das Weißbrot ohne Butter gegessen. „Das wäre ja Verschwendung! Da ist doch Butter drin!“ rechtfertigte sich der knauserige Bauer. Meist wurde eine Schnitte Schwarzbrot mit Semmel belegt. Eine fein bereitete Weißbrotscheibe brachte man höchstens einem Kranken ans Bett, zusammen mit einer Tasse Bohnenkaffee. —

Häufig wurde vorher ein Ei in die Tasse gegeben und mit der Gabel fein geschlagen. Dazu streute man etwas Zucker und goss Kaffee hinein. Heute kennt man dies Getränk nicht mehr, statt dessen holt man Stärkungsmittel aus der Apotheke. —

Ältere Menschen hatten ihre liebe Not mit dem oft Wochen alten Brot, wenn Zähne fehlten. Prothesen gab es damals nicht für Bauern und andere arme Leute. Meist kannten sie weder Kranken- noch Rentenversicherung.

Bilder, wie wir sie von der Hexe mit dem einen Zahn bei Hänsel und Gretel kennen, sah man nicht nur im Märchen, sie trafen genau die Wirklichkeit bis in die fünfziger Jahre und vereinzelt noch später.

Ältere schnitten sich den harten Rand von der Brotscheibe ab, aßen die Schnitte Stück für Stück und tunkten danach die Kruste in den Kaffee. Man ließ nichts verkommen.

Ansonsten gab es ja auch noch Tiere im Stall, den Hund, die Hühner und die Schweine. Diese fraßen auch die Reste vom alten Brot. Zunächst wurden die besten Stücke aber noch herausgesucht, eingeweicht und mit Milch gekocht.

In mannigen Hüsern woorte dat Wittbrout ohne Biutter dropp gegiatten. „Dat wör jou Verschwendunge,“ sachte der Bure, „do is doch Butter drinne.“ Schiër goov et dian Siëmmel souwie-sou nit, dovan klappete me eïne Schiebe op ne Schnië Schwartbrout. Wann es eīner krank wor, kreīch hei’ne Stutenbiutter un en echt Köphtiē Bouhnenkaffeī.—

Meistens schlauch me in dem Köphtiē viürhiar en Ei met der Gaffel fein sämig un verrouherte dat met dem Kaffeī un en wiënnich Zucker. In unsen Daan kennt me souwat nit meīh, jatz giöllt me Stärkungsmittel ut der Apotheike. —

Öllere Lüh haant iarre leiwe Nout met dem Broue, wann Tiahne fehlent. Falsche Tiahne goov et domols noch nit fiür Buren un andere areme Lüh. Dei kanntent meistens keine Kranken- un ouk keine Rentenversieckerunge.

Biëlder as van der Hexe met dem eīnzelen Tahn im Mund bie Hänsel un Gretel troopent genau de Wirklichkeit bit in de fufziger Johre, vereīnzelt sougar noch späer.

Öllere Lüh alsou schneīgent siëck de Kuaste van der Schnië aff, ootent dat Brout häphtiërwiese un stippetent dann dei Kuasten in den Kaffeī. Et verkohm nix.

Un süß worent jou noch de Diëre in’me Stalle, der Hund, de Hauhnder odder de Schwiene. An dei Diëre verfauerte me ouk de Reste vam ollen Brout. Viürhiar woortent abber dei besten Stücker noch ingeweiket un met Miëllik gekuaket.

Abends stand dann eine Brotsuppe auf dem Tisch.

Dicke Enden guten Brotes nahm der Bauer mit aufs Feld. Wenn er Brotzeit machte, bekam der Ochse vor dem Pflug auch etwas ab. So blieb der bei Kräften, wenn er hart arbeiten musste.

Wollte man im Frühjahr Kühe und Rinder nach der langen Winterzeit zum ersten Mal wieder auf die Weide treiben, gab die Bäuerin den Tieren im Stall jeweils eine Schnitte Brot, über die sie etwas Weihwasser gesprüht hatte. So wurde das Vieh in Gottes Namen in die neue Weidezeit entlassen.

Brot wurde mit Sorgfalt behandelt. Ältere Leute hatten gewiss noch eine Hungersnot erlebt, wenn einmal das Getreide auf dem Feld nicht geraten war. Sie kannten auch alle die Not während des „Steckrüben-Winters“ im ersten Weltkrieg.

Die besondere Achtung zeigte sich jedes Mal, wenn die Hausfrau ein neues Brot anschnitt. Sie fasste den Laib mit einer Hand, hielt ihn vor sich und zeichnete mit dem großen Messer an der flachen Unterseite ein Kreuz. Als später Brotschneidemaschinen aufkamen, verschwand der Brauch.

Kein anderes Essen wurde so gezeichnet, auch nicht die dickste Wurst oder der Hinterschinken, wenn er aus der Räucherammer geholt wurde. „Versündigt euch nicht am Brote! Werft es nicht weg!“ mahnte der Vater seine Kinder. Das sagten aber auch die jungen Männer, die in russischer Kriegsgefangenschaft gehungert hatten.

Obends koom dann ne Broutsupe op den Diß.

Richtig giudde Knäppe Brout nohm der Bure met op dat Feld. Wann hei Kaffeï drunk un ne Schnië dobie oot, kreïch der Osse viür der Plauch ouk wat aff, domet hei nohiar nit schlapp makete.

Freuhjohrsdag, wann de Käuh un Ringer et eïste Mol noh me Winter wiër utgedriëben woortent, kreïgent se viürhiar imme Stalle ne Schnië Brout; iübber dei haa de Burenfraue en wiënnich gesiant Water gesprütset. Sou woorte dat Veih in Guads Namen in de nigge Weiëtied entloten.

Brout woorte met Suarrigfalt behandelt. Öllere Lüh haant siëcker noch ne Hungersnout metgemaket, wann es dat Koren op me Felle nit gerohn wor. Sei kanntent alle dei Nout vam „Steckrüben-Winter“ im eïsten Weltkriege.

Dei besondere Achtung zeigte siëck jeïdesmol, wann de Huusfraue en Brout anschneïch. Sei nohm dat Brout, pock et fiür den Buuk un streïk met dem grouten Metze en Krüze an dei flaake Siete, alsou unger dat Brout. As dei Broutmaschinen in Moude kooment, verging dei Bruuk.

Kein ander Iaten woorte sou geteïchent, ouk nit dei dickeste Woust oder der Hingerschinken, wann hei vam Hiarreben gegualt woorte. „Versündigt auk nit an’me Broue! Schmietent et nit weg!“ sachte der Vatter tau sien Blahn, sachtent ouk dei jungen Männer, dei in russischer Kriegsgefangenschaft gewiast worent.



In den ersten Jahren nach dem Krieg hatten wir ja selbst zu spüren bekommen, wie viel Brot wert ist. Damals versuchte jeder beim Kaffeetrinken die dickste Brotschnitte zu erwischen.

Manchmal musste die Hausfrau auch für Ersatz sorgen. So kochte sie schon am frühen Morgen eine dicke Suppe aus Breimehl, aus Hafermehl. Wenn der Brei kalt wurde, blieb der Löffel darin aufrecht stehen.

Oft briet die Mutter schon zum Frühstück Kartoffeln in der Pfanne, meist als dicken Puffer. Dabei benötigte man nicht so viel Fett. Zum Abend konnte dies Essen auch angeboten werden. Brot wurde so zwar gespart, aber man war viel früher wieder hungrig. Kartoffeln und Brei sättigten nur für kurze Zeit.

Die Bauern durften in jener Hungerzeit eigentlich Roggen nicht für sich behalten, aber wenn regelmäßig zwölf und mehr Esser zu versorgen waren, dann musste man sich mühen, damit alle satt wurden.

In dian eisten Johren noh me Kriege hent vie jou sellebes te spüren gekriën, wouviëll Brout wert is. Domols sooch jeider tau, dat hei de dickeste Schnië erwischete, wann hei hinger me Disse soot.

Mannechmol muchte de Huusfraue ouk fiür Ersatz suarren. Sou kuakete sei alt am freuhen Muarren ne dicke Supe van Briemel, ut Brie-Miahl, Habermiahl. Wann dei Brie kalt woorte, dann bleiv d'r Liëppel drinne stohn.

Alt-es brei se taum eisten Kaffe muarrens Tufelen in der Panne, meistens as en dicken Kauken, en Puffer. Dobie bruchte me nit sou viëll Fett. Taum Obendiaten goov et ouk wiër Tufelenpuffer. Brout sparte me dobie, abber me woorte viëll eiger wiër hungerich; Tufelen un Brie heilent nit vüor.

De Bueren duurtent in diarr Hungertied Koren nit sellebes verbruken, abber wann regelmäßig twallev, drittiëhn later ümme den Diß sittent, dann mutt me siëck anstrengen, wann me alle saat brengen well.

Brotgetreide sollte an der Genossenschaft abgeliefert werden, die Mühle in der Scheune wurde verplombt, durfte also nicht benutzt werden. — Ein Gemenge von Futtergetreide konnte man wohl noch in einer Wassermühle mahlen lassen.

Damit die Bauern aber auch Brot kaufen konnten, wurden in den Dörfern frühere Bäckergesellen verpflichtet, Brot zu backen. Nun konnten die Hausfrauen auch stundenlang für Backwaren anstehen. Die Deutschen waren ein Volk von Bettlern geworden. Ob das auch zum Umerziehungsprogramm der Siegermächte gehörte?

Damals waren wir zu Hause sehr froh, weil man bei einem Bäcker im Bergischen durch Tausch für Roggen gutes Brot erstehen konnte. Nur musste man es eine Stunde weit schleppen.

An einem Wintertage wollten wir Kinder uns die Arbeit bequemer machen. Darum spannten wir unseren Schäferhund vor einen Schlitten; ein Geschirr für den Hund hatten wir schon früher besorgt. Er sollte uns sechs Brote nach Hause ziehen. Das ließ sich zunächst auch ganz gut an.

Als wir auf dem Heimweg aber in den großen Buchenwald kamen, rannte uns von links nach rechts ein Hase vor den Füßen her, überquerte die Straße, nahm im Sprung das drei Meter tiefe Ufer und wurde nicht mehr gesehen! Verschwunden war auch unser Hund samt Schlitten und sechs Broten.

Er setzte, vom Jagdfieber gepackt, hinter dem Hasen her, überwand aber nur die Böschung.

D'r Buere sull dat Koren bie d'r Genossenschaft afflieberen, de Miülle in der Schüre kreich ne Plombe, se duurte alsoou nit gebrucht weren. En Gemenge fiür de Diere muchte me in der grouten Miülle met dem Waterrah mahlen loten.

Domet dei Bueren abber ouk Brout koupen kunnent, woortent freuhere Bäckergesellen verpflichtet, Brout te backen. Jetzt kunn me fiür et Brout ouk stundenlang aanstohn, de Dütschen worent en Viullik van Biaddelern geworden. Vlichts gehoorte dat ouk tau der „Umerziehung“.

Ne Tied lang worent vie te heime ganz glücklich, weil me bie nem Bäcker in'me Biarrischen Brout giegen Koren tuschen kunn. Me muchte dat Brout abber ne Stunde wiet drian.

Eines Winterdages wullent vie Blahn uns dat bequemer maken. Unse groute Schöperhund woorte viür nen Schliën gespannt – vie haant en schön Geschirre fiür dian Rüen. Hei sull uns seß Bro-uer heime teihn. Dat leit siëck ouk ganz giudd an.

As vie alt wiër op me Retourwiah bie dei grouten Bauken kooment, do hüppelte viür uns en Hase van links noh rechts iübber de Stroote, sprung dann dem Auber raff, drei Meiter deipe, un wech wor hei! Wech wor abber ouk unse Hund metsamt dem Schliën un den seß Brouern.

Hei schaffete wall den Auber, abber ungen stook der Schliën deipe in'me Schneië.

Unten bohrte sich der Schlitten in den Schnee, und der Hund jaulte, weil ihm der Hase entwischt war. Wir hatten Mühe, Hund, Schlitten und Brote wieder auf die Straße zu bringen.

Ärgerlich war auch, dass die Bauern guten Roggen abgeben mussten und dann minderwertiges Maisbrot kaufen durften. Es sah zwar aus, als wenn man einhundert Eier in den Teig geschlagen hätte, aber es ging nicht richtig auf.

Das war besonders gut zu erkennen, wenn man das Brot nur mit einer Hand anfasste. Dann hob man nämlich nur die obere Kruste hoch. Es war zudem überhaupt nicht locker aufgegangen. Man konnte es nicht essen!

Amerikaner hatten damals einige Schiffe voll Maiskörner nach Deutschland geschickt. Man sagt, es sei ein Missverständnis gewesen: General Clay, Befehlshaber der Besatzungstruppen, habe Deutsche gefragt, was sie am dringendsten brauchten. Man hatte ihm geantwortet: „Brotgetreide, Korn“. Der Amerikaner, der den Deutschen gut gesonnen war, bestellte also „corn“ in den USA.

Und was brachten die Schiffe? — Mais!

In Amerika meinen sie nämlich Mais, wenn sie „corn“ sagen!

Un der Hund jümfelte un hüllte, wiel dat hei den Hasen nit jahn kunn. Vie haant Arrebet, dat vie dian Schliën un et Brout wiër richtig op den Wiach kreigent.

An manegen Dahn goov et biem Bäcker Maisbrout. Dat woor sou gial as wann se hundert Eier in den Deich geschlahn heent.

Du kunnest dat besonders dütlisch seihn, wann du dat Brout met einer Hand aanhoubest. Dann haast du nämlich blous dei iübbeste Kuaste in der Hand. Dann kunn me ouk seihn, dat et nit richtig opgegangen wor. Me kunn et nit iaten!

De Amerikaner haant domols en paar Schiëppe viull Maiskerener noh Germany geschicket. Wie vertallt wert, beruhete dat op nem arigen Mißverständnis: Der Befehlshaber van den Besatzungstruppen, General Clay, haa de Dütschen gefroht, wat sei am nödigsten heent. Do woorte iamme gesacht: „Korn!“ D'r Amerikaner, dei uns giudd wull, bestallte alsou „corn“ in den USA.

Un wat brachtent dei Schiëppe? — Mais!

In Amerika siënt se fiür Mais nämlich: „corn“!

SCHWEINEHALTUNG FERKELKAUF

Auf kleineren Bauernhöfen gab es vielleicht Platz und Futter für vier bis sechs Schweine. Ihnen wurde meist der abgelegene und recht dunkle Bereich im Stall zugewiesen. Dort war nicht Platz genug für ein Muttertier mit einem Dutzend kleiner Ferkel, so konnte man die Tiere nicht selbst aufziehen.

Darum gingen im zeitigen Frühjahr mehrere Bauern gemeinsam ins Wildenburgische. Zwei oder drei Tiere trug jeder Käufer in Kartoffelsäcken auf der Schulter mehrere Stunden lang bis in den heimischen Stall.

Dei meisten klenderen Bueren haant in den Ställen vlichts Platz un Fauer für veier bit seß Schwiene. Dei Diere kreigent den hingesten, den düstersten Inken. Do kunn me keine Suë met iarren Jungen hollen, sou kunn me dei kleinen Fiarrecken ouk nit selebes opteihn.

Diarrümme sprookent siëck dei Nohbers aff un tougent im tiedigen Freuhjohr in et Willmersche. Op me Puckel drachte dann jeider twei odder drei Schreihäse in lüftigen Tufelensäcken twei, drei Stunden wiet bit noh Heime.



Später zum Sommer hin kaufte man etwa die gleiche Anzahl bei einem Händler, der mit einem Kleinlaster über Land reiste.

Späer in'me Sommer koffte me noch es drei kleine Fiarrecken. Dann bruchte me abber nit wiet te gohn, dann koom en Hängeler in et Duarrep.

An diesem Wagen fanden sich die Bauernfrauen ein, wenn die Männer anderweitig beschäftigt waren. Einen äußeren Kreis bildeten die Kinder, die von dem Geschrei der Ferkel angelockt wurden. Der Händler pries dort seine Ware an, griff das Ferkel an einem Hinterbein und hielt es feil – Schnauze nach unten. So erschien das Tierchen besonders lang. Das gefiel den Schweinchen gar nicht, sie quiäkten wie am Spieß.

Dei Frauen – meistens worent dei Mannslüh dagsiübber nit te Heime – gingent an den Schwiengewagen. Duar-repesblahn stunnent im Kreise drümme rümme. Der Hängeler zeigte siene Ware, schnappete siëck en Diërtiën an einem Hingerbeine un heil et feile – Kopp noh ungen. Nu sooch dat Fiarrücken besonders lang ut. Dei Fraue entschlout siëck fix, wiel dat et Schwientiën ganz erbärmlick kreisch.

FUTTER UND AUSLAUF

Jungen Schweinen gab man Abfälle aus der Küche, entrahmte Milch und etwas Haferschrot. Sobald das Gras heranwuchs oder die Rüben vereinzelt wurden, gab es eine Abwechslung. An Sonnentagen trieb man die Läufer auch in einen Außenpferch. Dort wuchs aber kaum Gras, weil die Tiere mit ihren langen Schnauzen das Erdreich um und um wühlten. Häufig hatten sie Gruben ausgehoben.

Stand noch etwas Wasser darin, dann suhlten sie sich mit Wonne. So weiß man das auch von den Wildschweinen. Es wird gesagt, in dem Schmutz würden ihre Flöhe festbacken und nachher abfallen.

Schweine wühlen auch, wenn der Stall nicht sauber gehalten wird, in ihrem eigenen Dreck, zum Schlafen aber haben sie gern einen trockenen Platz. Man lässt sie auch nicht auf Betonboden liegen, sie bekommen als Lager eine Holzpritsche, damit sie nicht lahmen.

Dei Fickeltiër kreigent Fugemiëllik, Speulwater, gekuakete Tufelenschiëlle un en wiënnig Haberoot. Späer, wann et Gras greune woorte op der Wiëse odder me de Rummelen vereinzelen muchte, goov et ne Affwesselunge. Tüssendiürrich dreiv me dei Löipers in den Piërrick. Do woss abber kuum Gras, weil dei Diëre de Ere met der Schnute ständig opweuhtent.

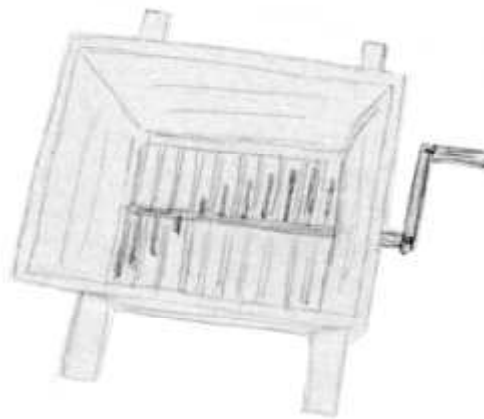
Meistens haant se deipe Kuhlen utgehuaben. Do lachtent sei siëck am leibesten rin, wann ne Pöütze drinne stund. Wilde Schwiene daunt dat ouk. In diam Dreck sutt dei Flöüh festbacken un nohiar afffallen.

Dei Fiarricken kunnt ouk alt-es in me Stalle im eigenen Dreck weuhlen, taum Schloopen hent sei abber geren ne drüege Stië. Me lött dei Diëre nit op me Beton liën, me maket ian ne Pritsche ut Dennenreckern. Süß werent sei stief un kumment hingen nit meih houhge.



Für die Schweine begann eine gute Zeit, wenn die Kartoffeln geerntet waren. Dabei fielen Schweine-Kartoffeln an – so nannte man kleine Knollen, die nicht zu verkaufen waren. Das Fressen wurde in einem Kessel auf dem Küchenherd gekocht, dabei zog der Schwaden durchs ganze Haus.

Sodann schüttete man die Kartoffeln auf den Zerkleinerer, einen Holzkasten, der nach unten hin enger wurde und mit einem Eisengitter am Boden abschloss. Darin konnte man quer dazu eine Achse drehen mit langen Zinken. So zerdrückte man die Kartoffeln, und der Brei fiel in einen weiten Eimer.



De beste Tied fiür de Schwiene fing aan, wann de Tufelen utgemaket worent. Dann goov et Suetufelen – sou sachte me fiür dei kleinen Knollen, dei me nit verkoupen kunn. De Huusfraue quellte dat Friaten im Kiütteltiën op me Küekenherd, dei Schwahm touch dann diurrech dat ganze Huus.

Worent dei Tufelen gar, dann schutte me se op dian Quetzer, op nen hülteren Kasten, dei noh ungen enger woorte. Ase Buam haa dei en Gitter. In di am drehte me ne Asse met Iësen-Fingern. Sou woortent dei Tufelen gequetzet un dei Brie feil in nen grötteren Emmer.

Man konnte statt dessen auch einen Stampfer, einen Holzklotz mit langem Stiel, benutzen. In dem Brei verrührte die Bäuerin zudem eine gute Portion Roggenmehl; so setzten die Schweine eine dicke Speckschicht an.

Sobald beim Füttern der Eimer klappte, erhoben die Schweine ihre Stimmen. Es gab ein Konzert, sie krieschen, als ob man ihnen ans Leben wollte. Das hatte einen einfachen Grund: Schweineställe waren oft durch geschlossene Mauern abgetrennt, nur durchbrochen von einem engen Einlauf über dem Futtertrog. So konnten die Tiere nicht die Arbeit der Bäuerin verfolgen.

Wei keinen Quetzer haa, muchte met me Büeker, nem Stamper, de Tufelen kaputt düggen. In diam Friaten verrouherte me noch düchtig Korenmiahl. Dat wor dann Mastfauer.

Soubald as me in dem Stalle aanfing, met nem Emmer te rappelen, goov et en Konzert bie den Schwienen. Me meinte, dei brächtent siëck ümme, dei kreischent, as wann me ian an't Liaben wüll. Dat lachte ouk dodrane, dat dei Schwiene meistens nit seihn kunntent, wann et Friaten feierig wor. Iarre Stall haa ne geschluatene Ziegelenmuure un blous en Schüddeluack iübbet diam Trua.

ES WIRD GESCHLACHTET

Nur, wenn es den Tieren so richtig gut ging, dann rückte der Schlachttag schnell heran. Schweine wurden nicht nur für den Eigenbedarf gehalten. Für ihren Haushalt schlachteten die Bauern meist ein Tier bei Martini und ein weiteres zu Beginn des neuen Jahres. Die andern Tiere wurden von einem Metzger aus den nahen Städten geholt. Auf das eingenommene Geld warteten schon die Handwerker oder die Gemeindekasse.

War der Schlachttag auf dem Hofe festgesetzt, dann galt es, vielerlei vorzubereiten: Vorab musste der Fleischbeschauer bestellt werden. Er wollte das lebende Tier begutachten, krankes Vieh durfte nicht frei gehandelt und gegessen werden.

Abber wann et dian Diëren sou richtig giudd ging, dann muchtent sei bolle iarre Liaben looten. Dei Schwiene worent nu nit alle fiür den eigenen Haushalt bestimmt, dei meisten Bueren schlachtent im Hiarrebest bie Martinsdag odder Kloosdag ein Diër un im Januar - Februar noch ein. Dei anderen Schwiene kreigent Metzgers ut den Stian nohgebie. Op dat ingenuammene Geld wartent meistens alt de Handwiarreker odder de Amtskasse.

Wann nu op dem Huave der Schlachtedag koom, muchte me seihn, dat me alles op de Riggel kreich: Ase eistes muchte der Fleischbeschauer bestallt weren. Dei sull dat Diër viürhiar liabend seihn, krank Veih duurte nit frie gehandelt un gegiatten weren.

RELIGION UND BRAUCHTUM



ÜBER GOTT UND DIE WELT

Nicht wegzudenken aus dem täglichen Miteinander der Menschen in unserem Bereich sind die Verknüpfungen mit der christlichen Religion. Hier soll versucht werden, diese Bindungen an einigen Erscheinungsformen zu klären und möglichen Wandel seit der ersten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts aufzuzeigen.

In unser Giëgend is de christliche Religioun viëllfältig met dem Liaben van den Lühn verbunden un lange Tied bestimmend gewiast. An diër Stië sullt dei Knüppe an en paar Stiën opgezeigt un dian Änderungen im Loupe der Tied siet dem twetten Weltkriege nohgegangen weren.

WEGWEISER DURCH DAS LEBEN

Das Leben des Christen ist eingebettet in die Obhut der Kirchengemeinde. Die christliche Religion trägt und geleitet die zugehörigen Menschen das ganze Leben hindurch. Früher waren die Bindungen wohl noch stärker als heute.

Besonders an den Wegabschnitten stehen die Kirchenvertreter den Gläubigen mit bestimmten Riten bei:

- Gleich an einem der ersten Tage nach der Geburt trug damals die Hebamme, begleitet von den Paten, das Kind in die Kirche zum Taufbrunnen. Dieser stand früher am Eingang des Gotteshauses und bildete somit sinnhaft den Anfang des Christenlebens. Heute sind die Kleinen bei der Taufe schon einige Wochen alt.

- Wenn Mädchen und Jungen die Schule verließen und in die Erwachsenenwelt hineinwuchsen, wurden sie um 1900 zur ersten Kommunion und bald anschließend zur Firmung geführt.

Dat Liaben van Christen spiëllt siëck in der Kiarrekengemeinde aff. De christliëcke Religioun höllt un hött iarre Lüh dat ganze Liaben lang. Freuher worent dei Kontakte gewiß noch stärker ase in unsen Dahn.

Fiür allem an den Wiagstrecken holent de Deiner van der Kiarreke gewisse Hüllepen paroot:

- Direkt an einem van den eisten Dahn im niggen Liaben drachte domols de Hiëbefraue, tehoupe met der Gua un dem Patenonkel, dat Kleine in de Kiarreke an den Doupestein. Dei stund freuher direkt niaber dem Portal am Anfang van der Kiarreke sou as de Doupe am Anfange vam Christenliaben. In unsen Dahn sind de Babys alt en paar Wiaken old, wann se gedofft werent.

- Wann de Blahn ut der Schaule koment un in de Welt van den Groutjöhriken heranwossent, woorte ian ümme 1900 de 1. Kommunioun un kuart dropp de Firmunge gespendet.

DORFLEBEN ► RELIGION UND BRAUCHTUM



STUFEN AUF DEM LEBENSWEGE

DORFLEBEN ► RELIGION UND BRAUCHTUM

- Im Laufe des vorigen Jahrhunderts beging man den Erstkommunionstag im zehnte Lebensjahr und empfing die Firmung etwa im 8. Schuljahre.
- Wollen Mann und Frau eine Ehe eingehen, steht die Kirche bereit, den neuen Lebensabschnitt zu segnen.
- Schließlich am Ende des Lebens halten die Priester Hilfen bereit für den Weg zum Himmel und geben auch das Geleit auf dem letzten Weg zum Friedhof. Selbst die Verstorbenen zählen noch zur Gemeinschaft und erfahren Hilfen durch Seelenmessen.
- Im Loupe des Johrhunderts woorte der Termin fiür de 1. Kommunioun ungefähr in dat tiöhnte Johr vüaragetuan un de Firmunge rutgeschua-ben an et Enge van der Schaultied.
- Wullent Mann un Fraue siëck bestahn, bout siëck de Kiarreke aan un siant sei fiür de nigge Strecke op me Liabenswiah.
- Wann et dann op et Enge los geiht, sind de Geistliëcken do un helle-pent hiëmmelen. Sei gott vüarrut op den Kiarrekhuav. Un fiür dei Aremen Seilen, dei ouk noch tau der Christen-gemeinde gehörent, liasent sei Missen.



DIE WELTANSCHAUUNG

- Auch in unserer Region war früher das Leben der Menschen stärker geprägt von den Lehren, den Meinungen und Erklärungen der Kirche, vor Ort vorgetragen von den verantwortlichen Pfarrern, Vikaren und Patres.
- Ouk bie uns wor freuher dat Liaben van den Lühn starrek affhängig van di-amme, wat de Kiarreke lahrte, wat se fiür richtig heil, sou as de Pastöüers, de Vikars un Pöters dat in den Gemeinden bekannt maketent.

Andere Quellen für die Meinungsbildung kannte man kaum. Fernsehen und Rundfunk zählten noch nicht, Zeitungen wurden nur sporadisch gelesen. Lehrerbildung und Schulunterricht standen seit Jahrhunderten unter kirchlicher Leitung oder Aufsicht. Die bedeutenden Forschungsergebnisse in den Naturwissenschaften – in Medizin, Biologie, Physik und Chemie – lagen noch nicht vor oder waren im Volke nicht bekannt. Damals machte sich weithin Unkenntnis breit über Kräfte, Bedingungen und Zusammenhänge in der Natur.

So schrieben Menschen früherer Zeiten solche Naturerscheinungen, die sie sich nicht erklären konnten, fremden Mächten zu. Gab es etwa eine Sonnenfinsternis oder erschien ein heller Komet, dann hielten viele dies früher für Zeichen, die auf nahendes Unglück hindeuteten. Es ist erstaunlich, dass solche Ereignisse gewiss selten oder nie gute Zeiten ankündigten, abgesehen von dem Stern der drei Weisen in Bethlehem.

Bei Gewittern dachten die Germanen an ihren Gott Donar, der mit einem Wagen durch die Lüfte fahre und von Zeit zu Zeit mit seinem Hammer auf die Eisenräder schlage. Dabei entstünden sprühende Blitze mit Donnergerollen. Auch für das Wort Donnerstag stand dieser Donar Pate!

In Anlehnung an diese Geschichte vom Donnerer vernahm man in meiner Kindheit – ja, sogar noch in unserer Zeit – den Satz mit erhobenem Zeigefinger: „Hör, der liebe Gott schimpft!“

Andere Quellen, siëck ne eigene Meinunge te eraroben, kannte me kuum. Fernseh un Radio talltent noch nit, Tiedungen woortent blous dann un wann geliasen. De Utbildung van den Schaulmesters woorte siet Johrhundert van der Kiarreke ingerichtet un ouk de Arrebet van den Lehrern stund unger der Opsicht van Geïstliëcken. Dei niggesten wichtigen Forschungen in den Naturwissenschaften – in Medizin, Biologie, Physik un Chemie – worent noch nit gemaket odder abber bie den Lühn noch nit bekannt. Domols wußte me nix iübbber dei Kräfte in der Natur un wie se wirrekent.

Sou heilent sei, wann se wat nit verstunnen, dat ganze fiür et Wiarrek van frümmeden Mächten. Woorte wou de Sunne am hellen Dah düster odder sooch me nachts en hellen Steren met nem Stert, dann kreigent sei Angest un meintent, et wörent Teichen fiür en Unglücke. Me mutt staunen, dat sou Ereignisse gewiß sellen odder nü giudde Tieden vüarrutsachtent, es affge-seihn van dem Steren bie den drei Weisen in Bethlehem.

Wann et en Gewitter goov, meintent de Germanen iarre Gott Donar wörte op 'nem Wagen diürrech de Luft föiüheren und van Tied tau Tied met sienem Hamer op de Iësenrohr schlohn. Dobie gööv et dann grelle Blitze un en Gediünnere. Ouk fiür dat Woort Diunnersdag stund dei Donar Pate.

Op diëse Geschichte vam Diunnerer hiën vernohm me in miener Kindtied – jo, sougar noch in unsen Dahn – de Warnunge: „Hör, der liebe Gott schenget!“

GOTT, DER HERRSCHER — GOTT, DER VATER

In dieser Tradition lebt wohl auch ein Autor unserer Tage, der von einer Heiligen erzählt: Sie habe sich etwa im Alter von drei Jahren in einem dunklen Verschlag unter der Treppe verkrochen, wenn es donnerte. Der Verfasser wertet diese Haltung als Zeichen für eine schon früh ausgeprägte Gottesfurcht des Mädchens.

Die eher krankhafte Angst vor dem strafenden Gott, dazu noch bei einem Kleinkind, geht weit an der Botschaft des Jesus von Nazareth vorbei. Der Erzähler muss sich fragen lassen, ob seine Auffassung vom Verhältnis zwischen Menschen und Gott wohl vereinbar ist mit der von Jesus gewählten Anrede: „Vater unser!“ Und wenn die Geschichte stimmt, muss man wohl die Eltern und deren Berater zur Verantwortung ziehen.

Die Auffassung vom Herrscher-Gott war früher gängige Meinung. Das zeigt auch das damals weit verbreitete, oft gesungene Eingangslied zur Heiligen Messe. Es beginnt mit dem Satz: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar.“ Es wurde nicht mehr in das um 1970 erschienene „Gotteslob“ aufgenommen, schaffte aber den Abdruck in manchem Pfarr-Anhang bis in die neueste Zeit.

Dieser Text sollte damals wohl die von den Herausgebern gewünschte Haltung fördern.

In diër Traditioun liabet wall ouk en Schrieber in unsen Dahn. Dei vertelt van ner Heiligen: Sei heh siëck, as se drei Johre old wor, in nem düsteren Inken unger der Trappe verkruapen, wann et diunnerte. Dei Verfasser meint, an diër Gewiënde künn me seihn, wou starrek dat Kind alt in freuhen Johren Gott geachtet heh. Hei meint, dat Kind heh Ehrfurcht gehatt.

Diëse eiger krankhafte Angest viür dem Gott, dei Strobe utdeilt, un dat noch bie nem kleinen Kinge, geiht wiet an der Meinunge van Jesus ut Nazareth vorbe. Dei Berichter mutt siëck frohn loten, of siene Opfassunge vam Verhältnis tüsser Gott un den Lühn wall iübbereinstimmt met diar Aanrede: „Vater unser“, sou as Jesus biatte. Un wann dei Geschichte stimmt, dann mutt me wall de Ellern un van dian dei Lehrer siëck vüarniammen.

Dei Lüh dachtent siëck freuher abber allgemein den Herrguatt as en Herrscher. Dat kann me ouk an diam Leid am Anfang van der Misse seihn, dat regelmäßig gesungen woorte. Et fing aan met dem Satz: „Hier liegt vor deiner Majestät im Staub die Christenschar.“ Diët hent se nit meih in et nigge gedruckete „Gotteslob“ (bie 1970) opgenuammen, abber me finget et noch in mannegem Aanhang in den Gemeinden bit op unse Dah.

Diër Text sull dei freuher in der Kiarreke gängige Opfassunge verstärken.

MORAL-VORSCHRIFTEN

Die Indoktrination fruchtete aber früher wie heute offenbar nicht bei der Mehrzahl der angesprochenen Bewohner. Die menschliche Natur kann wohl nicht überwunden werden. Die Menschen lebten auch damals nach ihrer Art und hielten sich recht unvollkommen an die gewünschten Richtlinien.

Das aber erzeugte dann Schuldgefühle, die geeignet waren, den Schäflein ihre „Verderbtheit“ deutlich zu machen und sie zur Ordnung rufen zu können, sie zu gängeln.

Manch einer entzog sich dieser Bindungen nach Möglichkeit. Den Spielraum, den ihm die Kontrolle seiner Mitmenschen ließ, durfte er dabei aber nicht überschreiten, um nicht aus der Gruppe herauszufallen.

So ist es verständlich, wenn für viele, besonders für Männer, das Kirchengelot erlassen werden musste: „Du sollst wenigstens einmal im Jahr deine Sünden

beichten und zwar in der österlichen Zeit!“ Diese reichte von Ascher-mittwoch bis zum Pfingst-tage.



Dei drastischen Belehrungen erreiketent abber freuher nit un ouk heute nit den Groutdeil van den aangespruakenen Lühn. De Menschennatur briëket luter wiër diurrech. Ouk freuher liabetent de Lühh noh iarrer Art un heilent siëck sellen genau an dat, wat vüargeschriëben woorte.

Sou abber fauhtent siëck dei „Schöptier“ schüllig un heilent siëck fiür verduarreben. Dei kunn me dann tau'r Ordnunge raupen un gängeln.

Mannech einer wull siëck nit sou bingen loten un heil siëck terügge. Abber hei muchte oppassen, dat hei nit i-über de Stränge schleig, süß brachte hei siene Duarrepeslüh un den Pastouer vlichts giëgen siëck op, un dann wul-lent dei nix meih van iamme wiëten.

Van dohiar kann me verstohn, dat me gerade fiür viëlle Mannslüh dat Kiarren-ken-Gebuatt erloten muchte: „Du sallst wiënnigstens einmol im Johre diene

Sünden bichten, un dat in der öüsterliëcken Tied!“

Dei duerte van Ascher-mid-dewiake bit Pin-kesten.

So begaben sich dann an diesem Samstag vor Pfingsten recht viele Männer auf den eine Stunde beanspruchenden Weg zum Beichtstuhl in der Nachbargemeinde.

Damit verbunden war ein weiteres Gebot, das den Empfang des Altarsakramentes vorschrieb. Zur Kommunion gehörte damals die voraufgegangene Beichte.

Vielleicht gingen die Menschen früher mit mehr Andacht, mit mehr Bedacht, zur Kommunionbank. Es wird erzählt, dass viele Männer aus diesem Anlass ihre Staatsröcke anzogen.

Wenige Männer beichteten und kommunizierten später im Jahr zu Allerheiligen noch einmal, weil zur Gewinnung des Ablasses für die „Armen Seelen“ auch der Empfang dieser Sakramente vorgeschrieben war.

Nu gingent do am letzten Sunnobende ziemlich viëlle Mannslüh ut dem Grunde ne Stunde wiet in der Nohergemeinde in den Bichtestauhl.

Domet verbungen wor en ander Gebuatt, dat in diar Tied ouk den Gang an de Kommuniounbank vüarschreiv. Eiger dat me kommunizeierte, muchte me domols gebichtet hen.

Vlichts gingent dei Lüh freuher met meih Aandacht, met meih Bedacht, tau der Kommunioun. Et wert vertallt, dat viëlle Männer deswiagen iarre Stootsröcke aantougent.

Einzelne Mannslüh bichtetent un kommunizeiertent dann späer im Johre bie Allerheiligen noch es. Dat wor vüargeschrieben, wann me en Ablass fiür de „Aremen Seilen“ gewinnen wull.

DAS AUG E GOTTES

Das den Gläubigen früher empfohlene Verhältnis zu Gott kann umschrieben werden mit dem damals ständig zur Belehrung vorgehaltenen Satze: „Ein Auge ist, das alles sieht, auch was in finstren Nacht geschieht.“ Früher war dieser Ausspruch wirklich Allgemeinut und so gemeint, dass der „liebe“ Gott immer zuschaut und es uns bestimmt ankreidet, wenn er uns bei einer Übeltat ertappt. Der Satz war eher geeignet – und wohl auch so gedacht – die Christen zu disziplinieren. Er konnte aber kein Vertrauen zu diesem Gott aufbauen.

Auch heute würde man die Maxime gelten lassen, aber mehr in dem Sinne:

Wou freuher dei Christen siëck Guadd gegeniübber verhollen süllent, beschriebet dei domols den Lühn vüargehollene Satz: „Ein Ouge is, dat alles süht, ouk wat in der düsteren Nacht geschüht!“ Dian Satz kannte freuher jeidermann. Me wull domet siën, dat dei „leive“ Herrguadd ständig oppäset un alles in’t dicke Bauk schriebet, wann hei uns bie ner Dummheit ertappet het. Op diëse Art wull me dei Lüh bie der Stange hollen. Abber Vertruggen tau dem Herrguadd kunn me sou nit opbuggen.

Ouk in unsen Dahn hört me dian Satz, abber hei well eiger siën:

Gott sieht dich immer, du bist nie allein, er hält seine Hand über dich.

Diese Einsicht versuchte Luise Hensel in ihrem bereits 1816 erschienenen Gedicht „Müde bin ich, geh zur Ruh“ zu vermitteln, das als Abendgebet gesprochen wurde. Darin heißt es: „Vater, lass die Augen dein über meinem Bette sein!“ Die Dichterin spricht Gott als den treusorgenden Vater an. Das Gedicht ist als Abendgebet weit verbreitet. Die hier ausgesprochene Anschauung ist aber nur zögerlich in die Volksmeinung übernommen worden. Sie wurde bis heute überlagert von dem früheren Gottesbild.

Hier hat sich ein entscheidender Sinneswandel vollzogen, der Gottesbegriff in seinem Inhalt verändert. Deutlich wird dieser Meinungswandel in der Beurteilung der Geschichte, in der von dem jungen Mann erzählt wird, der sein Erbteil in der „Welt“ durchgebracht hat und schließlich von allen verlassen erscheint. Früher hieß diese Geschichte „Das Gleichnis vom verlorenen Sohn“, heute spricht man vom „Gleichnis vom barmherzigen Vater“. Diese Deutung kommt wohl auch dem von Jesus intendierten Sinngehalt näher als die frühere Meinung.

Von einer verlorenen Tochter, einer „gefallenen“ Tochter, die ein Kind erwartete und den Namen vom Vater nicht nennen wollte, ist bekannt, dass ihr eigener Vater sie aus dem Hause trieb. Sie musste das Kind abgeben, damit sie einer Arbeit nachgehen konnte. – Mit Jürgen Lemke kann man feststellen: „Da spricht die Umwelt, nicht die Mutter.“

Der Herrguadd süht diëck ständig, du bist nüh alleïne, hei höllt siene Hand iübber diëck!

Luise Hensel het diëse Insicht in iarrem alt 1816 gedrucketen Gedichte „Müde bin ich, geh' zur Ruh“ vertriaaten. Dodrinne steiht dei Satz: „Vater, laß die Augen dein über meinem Bette sein!“ Dei Dichterin sprïeket vam Herrguadd as van nem trügge suarrenden Vatter. Dat Gedicht woorte wiet un breit tau der Nacht gebiatt, abber et duerte lange, bit dei nigge Gedanke siëck giegen dian freuheren diurrechsetten kunn. Dei eïste Lehre wirreket bit in unse Dah noch noh.

Sou wert recht dütlich, wou siëck dei Gesinnunge geändert het, wou dei ganze Gottesbegriff en niggen Inhalt gekriën het. Dütlich wert diërr Ümmeschwung in der Meinunge ouk, wann dei Geschichte vertallt un erklärt wert van diam jungen Mann, dei in der „Welt“ sien Iarrevdeil diurrechbrachte un schließlich van allen verloten wor. Freuher sachte me, dat is de „Geschichte vam verluarenen Siunne“, nu sprïeket me vam „Gleichnis vam barmherzigen Vatter“. Sou utgelacht, küümet me gewiß ouk eïger an dei Opfassunge van Jesus heraan ase met diarr freuheren Meinunge.

Van ner verluarenen Tochter, van ner „gefallenen“ Tochter, dei en Kind erwartete, abber den Namen vam Vatter nit neumen wull, is vertallt woren, dat der eïgene Vatter sei ut me Huuse weis. Sei muchte dat Kind affgiaben, domet se ne Arrebet opniammen kunn. – „Do sprïeket de Ümmewelt, nit de Mutter“, kann me met Jürgen Lemke siën.

Nach einigen Jahren durfte die Mutter – nach Vorhaltungen eines einsichtigen Nachbarn – zu Besuchen ins Elternhaus zurückkehren, aber den „Bankert“, seinen eigenen Enkel, wollte der Opa nicht im Hause haben.

Diese der Natur widersprechende Haltung ist sicher mitbestimmt durch die öffentliche Meinung im Dorf. Sie ist mitbestimmt durch das rigorose Eintreten für Sitte und Moral von Seiten der Wächter, die manchmal „Lasten auflegen“, aber keinen Finger rühren, um sie mitzutragen. Immerhin stand hier am Ende doch kein Gang ins Wasser, der früher nicht selten von verstoßenen ehelosen Müttern in ihrer Verzweiflung beschritten wurde. —

Welche Änderung der Konventionen im Laufe eines Menschenlebens!

Es haben sich die zwischenmenschlichen Bezüge gewandelt: die Haltung der Eltern zu den Kindern, die Haltung der Mitmenschen und der Richter zu den Übeltätern. Hier führten vornehmlich die Erkenntnisse der Psychologie zu einer differenzierteren Betrachtung der Seelenlage und zur Hinwendung zu den Schwächeren.

Dies gewandelte Gottesbild beeinflusst auch die Bewertung von Katechismen mit Fragen und Antworten zu Glaubensartikeln und Moralvorschriften. Während diese Bücher früher stark verbreitet waren und die Inhalte von Klein und Groß gepaukt werden mussten, nutzt man sie heute kaum noch im Unterricht.

En paar Johre späer, kunn dei Mutter alt-es noh Heime kummen, weil en verständiger Nohber dem Vatter de Meinunge gesacht haa, abber den „Bankert“, den eigenen Enkel, wull der Houpa nit in me Huuse seihn.

Sou ne Opfassunge, dei siëck ganz giëgen de Natur richtet, is gewiß de Meinunge im Duarrepe gewiast, dei ouk van uaben diurrech dat strenge Intriaten fiür Sitte un Moral bestimmt woorte. Sei „lachtent Lasten op“, rouhertent aber keinen Finger, dat se metdrian wüllent. Blous giudd, dat hie am Enge kein Gang in et Water stund, as dat bie losleïdigen Müttern in iarrer Vertwiebelunge vüarkoom. —

Wat hent siëck doch dei Opfassungen im Loupe van einem Menschenliaben geändert!

Abber ouk dei Ümmegang van den Lühn ungerenein het siëck geändert: Dei Instellunge van den Ellern tau iarren Blahn, dei Instellunge van den Lühn un den Richtern tau den „Bösewichtern“. Psychologen hent opgezeigt, dat me nit alle Menschen iüßber einen Kamm schiaren kann, dat me jeïdem – un gerade dem Schwiakeren – gerecht weren mutt.

Dat geänderte Biëld vam Herrguadd het ouk Influß op den Ümmegang met dem Katechismus, met den Frohn un Antworten tau den Gloubensartikeln un dem Liaben noh den Moralvüarschriften. Freuher sooch me diëse Bäuker iüßberall, dei Inhalt muchte van Klein un Grout gepauket weren. Dogiëgen brüket me dei heute kuum noch in der Schaule.

Es kommt im religiösen Leben auf die Haltung an, auf die persönliche Beziehung zum gnädigen Gott, Dogmentexte erzeugen aus sich heraus noch keinen Glauben. Michael de Certeau meint dazu: „Es gibt inzwischen zu vieles, woran man glauben soll, und zu wenig Glaubwürdigkeit.“

Zu dem Satz vom „Auge, das alles sieht“, passte denn auch die früher gewünschte penible Gewissenserforschung am Abend oder vor der Beichte, die dann mit dem „guten Vorsatz“ verbunden war, sich zu bessern. Dazu passt auch das Confiteor „... durch meine Schuld, durch meine Schuld, durch meine große Schuld ...“, das sogar Kinder, dazu noch an ihrem Erstkommunionstage, und das im Jahre 2002, sprechen müssen!

Manche hatten sich früher ein Sündenbekenntnis zurechtgelegt, das Jahre hindurch in kaum abgewandelter Form vorgetragen wurde.

So zeigt sich in der religiösen Praxis der früheren Jahre ein stärkerer Hang zum Formalismus, während die Menschen heute wünschen, Überzeugung und Handeln in Einklang zu bringen.

Von Menschen der Übergangsgeneration konnte (kann) man in privaten Gesprächen hören: „Das kann ja nicht richtig sein, was ich da gelernt habe, aber ich will einmal so weitermachen.“ Dabei schwang die Sorge mit, ob man bei mehr Eigenverantwortung, bei einem Leben nach dem eigenen Gewissensentscheid wohl noch einen gnädigen Gott fände. – Hilfe in einer Predigt erhalten sie nicht.

Me siëtt, et kүүmmet im religiösen Liaben meih op dei Instellunge, op dat Verhältnis tau dem gnödigem Guadd an; Dogmentexte alleine brengent noch keinen taum Glöuben. Michael de Certeau meint dotau: „Et giëtt allmählich tei viëlles, an dat me glöuben sall, un tei wiënnige, dei eīnem dat ehrlich vüarliabent.“

Tau diam Satze vam „Ouge, dat alles süht“, passete dann freuher ouk dei kleinliche Gewissenserforschung am Obend odder viür der Bichte, dei dann verbungen wor met dem „giudden Vüarsatz“, siëck te biattern. Dotau passet dann ouk dat Confiteor: „...durch miene Schuld, durch miene Schuld, durch miene groute Schuld ...“, dat sougar van den Kingern, sougar van den Kommunioukingern, un sougar noch im Johre 2002, opgesacht weren mutt!

Mannege haant siëck freuher en Sündenbekenntnis terechte gelacht, dat Johre hiëndiurrech gebichtet woorte, ohne dat siëck viëll drane veränderte.

Sou kann me in der religiösen Praxis domols en starreken Hang utmaken, de Fuarrem te wahren, in unsen Dahn dogiëgen wellt dei Lüh, dat Glouben un Handeln tehoupe passent.

Van ölleren Lühn in der Generatioun tüsser dian beien Polen kunn (kann) me unger veier odder seß Ougen hie un do hören: Wat vie sou gelahrt hent freuher, kann jou nit alle stimmen. Abber iëck well es leiber sou widder maken.“ Dobie mirreket me de Suarre, of me wall en gnödigem Guadd fingen wörte, wann me sien Liaben noh siener ehrlichen Meinunge utrichten wüll. – Hie fehlt Hüllepe diürrech ne Priaddige.

Vielmehr wirken hier noch Belehrungen vielleicht schon während der Kinderzeit bis ins hohe Alter hinein nach.

Dogjegen spiellent noch dei Belehrungen, vlichts alt in der Schaultied, bit in et houghge Oller ne groute Rolle.

GEBETSZEITEN

Im Turm der Iseringhausener Antonius-Kapelle hing lange Zeit eine im Jahre 1744 zu Köln gegossene Glocke. Nach dem Bau der größeren Kirche zu Beginn des 20. Jahrhunderts und des Glockenturmes um 1930 wurden mehr und größere Glocken beschafft. Die ältere wurde beim Abbruch der Kapelle, wohl um 1918, den Halbhustenern überlassen. Sie hing dort lange Jahre an der Giebelwand von Nazes Haus, erhielt später ein freistehendes Gerüst und schließlich im Jahre 2002 ein massives Türmchen.



Im Toueren van der Ieserkuser Antonius-Kapelle hing lange Tied eine Glocke, dei me 1744 in Köln geguaten haa. As me kuart noh 1900 ne gröttere Kiarreke buggete un ümme 1930 ouk noch den Glockentoueren, do woor-

tent dann ouk gröttere Glöcken aangeschaffet. Im Johre 1918 brookent se dei Kapelle aff un leitent den Hallevkusern dei kleine Glocke. Johrelang hing dei in der Giebbel van Nazes Huuse, späer koom se an en Holtgerüst un schließlich im Johre 2002 in en massiv Töüerntiën.



DAS TÄGLICHE GEBET

In großen Familien ging es morgens recht turbulent zu, bis die Schulkinder aus dem Hause waren. Für ein längeres Morgengebet fehlte da meist die besinnliche Stille. In einigen Häusern wurde bei allem Hantieren auf dem Herd, an der Waschschüssel, auf dem Küchentisch, gemeinsam ein bekanntes Gebet gesprochen. Oft aber beschränkte sich die Andacht auf ein Kreuzzeichen mit Weihwasser aus einem kleinen Becken neben der Tür zum Flur.

Die Mutter segnete das kleine Kind, das noch nicht die Schale erreichen konnte. Häufig besuchten die Kinder vor dem Schulunterricht den Gottesdienst in der Kirche. Die Erwachsenen sprachen ein kurzes Morgengebet, wenn sie sich um die Pfanne mit den heißen Bratkartoffeln herumsetzten.

War die Familie zum Mittagessen versammelt, sprach man vorher ein Segensgebet und nachher ein Dankgebet. Es begann mit dem Vorspruch aus dem Psalm: „Aller Augen warten auf dich, o Herr...“ Weiter hieß es: „Herr, segne uns und diese Gaben, die wir durch deine Güte zu uns nehmen, durch Christus, unsern Herrn!“ Nachher dankte man Gott, betete für „alle, die uns Gutes tun“ und sodann ein „Vater unser“ für die Verstorbenen.

Kamen die Kinder zu den Mahlzeiten zu spät vom Spielen herbei, dann mussten sie an der „Topfbank“ zunächst das Tischgebet laut sprechen und auch an diesem Katzentisch essen. Ob sich nicht diese Prozedur negativ auf die Liebe zum Gebet auswirkte?

In grouten Familien ging et muarrens areg turbulent tau, bit de Schauleblahn schließlich ut dem Huuse worent. Do fehlte meistens de Ruge fiür en lang Gebiatt. In einigen Hüüsern woorte bie allem Hanteieren op me Herde, an der Waschschöttel, op me Kükendisse, en bekannt Gebiatt opgesacht. Meistens abber bleiv et bie nem Krüze met Gesiant-Water ut diam kleinen Pöttiën nia-ben der Kükendüarre op den Flur los.

Dei Mutter siante dat Kleine, dat noch nit an dei Schale reiken kunn. Mannegmol gingent dei Blahn viür der Schaule eist in de Misse. Dei grouten Lüh te Heime sachtent abber en Muarrengebiatt, wann sei siëck ümme de Panne met den heiten gebrohn Tufelen sattent.

Koom de Famile mittags taum Iaten tehoupe, dann biatte me viürhiar en Siagen un hingerhiar nen Dankspruch. Et fing aan met dem Vers ut dem Psalm: „Aller Ougen warent op diëck, o Heere...“ Dann hette et: „Heere, siane uns un diëse Goben, dei vie van diener Giuddheit utgedeilt krient, diurrech Christus, unsen Heeren!“ Nohiar danket me Gott, biatte fiür „alle, dei uns Giuddes dauhnt“ un soudann en „Vater unser“ fiür de Verstuarrebenen.

Wann dei Blahn es tau dian Mohltieden te späh vam Spiëllen herbiekoment, dann muchtent se an der Pottbank eist hart an den Diss bian un ouk do an diam Kattendisse iaten. Of sou en Ümmestand wall dem Spaß am Bian giudd gedohn het?

Im Monat Oktober betete man in vielen Häusern, sobald abends der Tisch abgeräumt war, den Rosenkranz. In unserer Familie gab es die Übereinkunft, nicht im Oktober das Gebet zu verrichten, weil dann noch zu viel Arbeit anstand, besonders bei der Kartoffelernte. Wir beteten den abendlichen Rosenkranz im Allerseelenmonat, im November.

Stand das Gebet an, knieten alle hin, jeder suchte sich einen etwas abgesonderten Platz, zog einen Stuhl heran, um die Arme von Zeit zu Zeit aufstützen zu können. Manche legten sich auch noch einen Schal oder ein anderes gerade greifbares Kleidungsstück unter die Knie. Männer knieten meist nur auf einem Bein. Das dauerte etwa eine Viertelstunde. Unruhe konnte es geben, wenn gerade dann der Nachbar hereinkam und der Hund die Andacht störte. Der Besuch reihte sich in die Schar der Beter ein.

Ärger gab es nachher, wenn aus wichtigem Anlass jemand während des Gebetes gelacht und ein anderer vielleicht noch eingestimmt hatte.

Das Abendgebet wurde von jüngeren Kindern, wenn sie im gleichen Zimmer schliefen, gemeinsam gesprochen. Das Ritual wurde eingeleitet mit dem Eintauchen eines Fingers in das Weihwassersertöpfchen; wenn das Wasser gefroren war, genügte schon der Hautkontakt.

Gesprochen wurden unter anderem die Texte: „Müde bin ich, geh zur Ruh“ und „Die Eltern mein empfehl' ich Dir“.



Im Oktouber woorte in viellen Hüssern obends, soubald as der Diss affgerümet wor, der Rousenkranz gebiatt. Bie uns wullent vie dat abber nit, weil in diam Monat noch viell Arrebet te daun wor, fiür viull, wann de Tufelen noch utgemaket weren muchtent. Vie biattent den Rousenkranz dann im Allerseelen-Monat, im November.

Wann et sou wiet wor, gingent se alle op de Knei, jeider sochte siëck en etwas separaten Platz, toug en Stauhl herbie, domet me de Aremen van Tied tau Tied es opstützen kunn. Mannege lachtent siëck ouk en Schal odder en ander Stücke Tüch unger de Knei. De Mannslüh houkent siëck meistens blous

met einem Beine. Dat duerte ungefähr ne Veierelstunde. Alt-es goov et Unrugge, wann vlichts gerade dann der Nohber rinkoom un der Hund beruhiget weren muchte. Dei Besuch riggelte siëck un biatte met.

En Diunnerwiar kunn et ouk es nohiar giaben, wann wiagen nix ens einer gelachet un vlichts noch en anderer gehullepen haa.

Dat Nachtgebiatt sachtent dei jungen Blahn tehoupe op, wann sei in der selben Stuabe schleipent. Aanfangs stippetent sei met einen Finger in dat Pöttiën met Gesiant-Water; wor dat abber gefruaren, dann schickete't ouk, wann me dran gepacket haa.

Gebiatt woortent ouk dei Texte van „Müde bin ich, geh' zur Ruh“ un „Die Eltern mein empfehl ich Dir.“

Angehalten wurden Kinder in den ersten Schuljahren, zu Beginn des Monats Mai einen Marienaltar aufzubauen, regelmäßig frische Feldblumen hinzustellen, eine Kerze anzuzünden und Gebetsverse zu Ehren der Maienkönigin zu sprechen oder zu singen.

Weitere religiöse Übungen wie Wallfahrten, Prozessionen, Kreuzweggebete wurden an anderer Stelle erwähnt.

Dei Blahn in den eisten Schauljahren heil me im Mai aan, nen Marienaltoor optebuggen, regelmäßig Feldblumen te seuken, ne Kerze aantemaken un tau'r Ehre van der Maienkünnigin te bian un te singen.

Van anderen religiösen Übungen ase Wallfahrten, Prozessionen, Krüzwiagbian is an anderer Stië vertallt worden.

ÄUSSERE ZEICHEN

Im täglichen Leben sind die Übergänge von einer echt christlichen Haltung mit dem Gebet um Gottes Schutz zu einer veräußerlichten Rückversicherungsmentalität recht fließend.

Weihwasser etwa wird zu Ostern in der Kirche bereitgestellt. Wasser ist ein Heilszeichen und spielte schon bei den Israeliten und zur Zeit Jesu im religiösen Umfeld eine bedeutende Rolle. So wie es den Körper säubert, so soll es etwa bei der Taufe ein Zeichen für das Reinwerden der Seele sein. Christus bezeichnet sich selbst als lebendiges Wasser.

So soll der Gebrauch des Weihwassers an die Taufe erinnern. All diese Hinweise sind den Gläubigen geläufig, aber meist nicht von ihnen verinnerlicht. Viele treibt eher der Gedanke, sich vor Bösem zu schützen.

Ähnlich verhält es sich mit dem Weihwasser auf der Brotschnitte, die im Frühling den Rindern beim Hinausschicken auf die Weide gereicht wird, mit den Palmzweigen, die am Roggenacker niedergelegt werden.

Et giëtt Lüh, dei siëck dem Herrgudd ganz aanvertruggent, et giëtt abber ouk andere, dei blous op siene Hüllepe riackent. Van einem Standpunkt bit tau dem anderen kennt me viëlle Statiounen.

Dat Water kann me Ousteren in der Kiarreke guallen. Water spiëllt ase Teichen fiür Siagen alt bie den Israeliten un bie Jesus ne groute Rolle. Et reiniget den Körper, et sall ouk zeigen, dat van der Seile Böüses affgewaschen wert. Christus selebes siëtt, hei wör „dat lebendige Water“.

Wann me Gesiant-Water brüket, sall me siëck an de Doupe erinnern. All dat wiëtent dei Christen, aber et fehlt dei Insicht, wie dat tehoupe gohn sall. Viëlle brukent et dann, weil et sei viür Böüsem heuen sall.

Sou wor dat, wann me im Freuhjohr Gesiant-Water op ne Schnië Brout sprützete un den Diëren te friaten goov, eïger dat me se op de Weie dreiv. Sou wor dat ouk, wann me de Pallemen vam Pallemsunndah am Korenfelle utlachte.

TOD UND BEGRÄBNIS

Über Versehgänge in früheren Jahren kann man manche Geschichte lesen, gewiss auch deshalb, weil sie sich in der Öffentlichkeit vollzogen. Auch in unseren Gemeinden war es üblich, den Priester erst in höchster Lebensgefahr zu den Gläubigen zu rufen. So hieß dies Sakrament ja damals auch „Letzte Ölung“, heute spricht man von „Krankensalbung“.

Damals brachte der Pastor in Soutane und Chorhemd dem Sterbenden die „Wegzehrung“. Es begleiteten ihn ein oder zwei Messdiener zu Fuß auf diesem Weg. Diese schlugen von Zeit zu Zeit mit den Schellen und bewogen die Menschen am Straßenrand, sich anbetend niederzuknien.

In früheren Jahren blieb der Tote in seiner Wohnung oder wurde dorthin überführt. In einem geeigneten Zimmer des Hauses, meist im Wohnzimmer, wurde der Leichnam in offenem Sarge aufgebahrt. In ältesten Zeiten gehörte ein weißes Totenhemd bereits zur Aussteuer der jungen Frauen. Später bedeckte man die Verstorbenen mit Papierkleidung, während es heute bereits üblich ist, die Toten in einem farbigen Kleid oder in einem guten Anzug wie zu Lebzeiten in den Sarg zu legen.

Vielleicht will man so weniger mit dem Tod konfrontiert werden. Nur die Redensart von dem letzten Hemd, das keine Taschen hat, stimmt nun dem Wortlaut nach nicht mehr.

Van Verseih-Gängen ut freuherer Tied kann me mannege Geschichte liasen, wahrscheinlich, weil dei op der Stroote opfeilent. Ouk in hiesigen Gemeinden reipent se den Pastouer eist, wann et höühgeste Tied wor. Et hette dat Sakrament jou ouk: „De Letzte Ölung“, in unsen Dah siëtt me: „Krankensalbung“.

Domols brachte der Geistliëcke in Soutane un Rochett dian Stiarrebenden de „Wegzehrung“. Dei Pastouer ging te Faute un nohm einen odder twei Missedeiners met. Wann dei iarre Schellen schlaugent, woortent de Lüh opmerksam un gingent am Wia fromm op de Knei.

In freuheren Johren leit me den Douen in der Wannunge odder brachte ian dohiën. In nem passenden Ruume, meistens in der giudden Stuabe, woorte dann dei Lieke im uapenen Sarrege opgebahrt. Domols gehoorte en Douenhiëmmed alt in de Ütstüre van den jungen Frauen. Späer bedeckete me den Verstuarrebenen met einem Gewand ut Papier, in unsen Dahn het et siëck eingebürgert, dat me dei Douen in nem farebigen Kleie odder in nem giudden Aanzuge – as im Liaben – in den Sarreg liëtt.

Gewiß well me sou dem Dout en wiënnig van der Strenge niammen. Blous dei Redensart vam letzten Hiëmmede, dat keine Taschen het, stimmt nu genau genuammen nit meih.

Beließ man den Toten in der Wohnung, konnte das vor allem an warmen Sommertagen mit unangenehmen Gerüchen verbunden sein, die man dann mit bereits aufgestellten Wacholderzweigen abmilderte.

Andererseits hatte man Gelegenheit, sich öfter und länger an der Bahre des geliebten Menschen aufzuhalten. Auch wenn jeweils der Schmerz zu Tränen rührte, ging von diesem allmählichen Abschied eine Tröstung aus.

An den Abenden zwischen Tod und Begräbnis kamen Nachbarn, ja alle Dorfbewohner. Sie knieten nieder, wenn eine Frau mit einer kräftigen, deutlichen Stimme die Gebete vorsprach. Regelmäßig betete man den Schmerzhafte Rosenkranz, darauf folgte das „Fünf-Wunden-Gebet“. Dabei erhoben alle ihre Unterarme und öffneten die Hände als Zeichen der Hingabe und der Öffnung für die Gnade Gottes. So betete man: „Christe Jesu, ... wir verehren dich durch die Wunde deiner rechten Hand“.

Sodann wurden die anderen Wundmale genannt, jeweils ein Text gesprochen und ein Vater unser gebetet.

Daran schloss sich an eine Litanei für die Verstorbenen mit den Bitten: „Erlöse sie, o Herr!“

Mancher der Verwandten blieb noch eine kurze Weile bei den Trauernden, die meisten besuchten den Verstorbenen und segneten den toten Leib. Dazu lag ein kleines Büschel mit Roggen- oder Gerstenähren bereit neben einem Schälchen mit Weihwasser.

Leit me dian Douen in der Wannunge, dann kunn dat, fiür viull an waren Sommerdahn, es nit giudd ruken. Dogiëgen versochte me aber fortens met opgestallten Wachelleren-Büschen aantegohn.

Op der anderen Siete kunn me sou immer wiër un ouk länger an der Bahre van Aangehörigen verwielen. Wall muchte me jeïdesmol op et nigge hüülen, abber me schickete siëck ouk eïger in dian Wechgang.

An den Öbenden tüsser Doud un Beerdigunge koment de Lüh ut dem ganzen Duarrepe herbie un gingent op de Knei, wann eine Fraue met ner kräftigen, kloren Stimme den schmerzhafte Rousenkranz vüarbiatte. Nohiar sachte me dei Fiev-Wunden-Aandacht. Dobie houbent dei Lüh beie Ungeraren un heilent de Hänge op ase Teichen van Vertruggen in Guadds Hüllepe. Sou biattent se: „Christe Jesus, ... ich verehere die Wunde deiner rechten Hand“.

Dodropp neumetent se ouk dei anderen Wunden, sachtent jeïdesmol en Gebiatt un ouk dat Vater unser.

Et schlout siëck dann de Litenigge fiür de Verstuarrebenen aan met dian Sätzen: „Erlöse sie, o Herr!“

Mannigeïner van den Verwandten bleiv noch en Moment bie dian Aangehörigen, de meisten gingent an den Sarreg un siantent den Douen. Dofiür lachtent do en paar tehoupegebungene Ohren van Koren odder van Gerste niaber ner Schale met Gesiant-Water.

DORFLEBEN ► RELIGION UND BRAUCHTUM

War ein Kind gestorben, was damals viel häufiger vorkam als heute, dann breiteten die Schulkinder Heiligen- und Kommunion-Bildchen auf der weißen Decke aus, gewissermaßen als eine schriftliche Zusage des Gedenkens.

1937 hatten wir in unserer Familie gleich zwei junge Tote zu beklagen: ein sechsjähriger Bruder und eine sechzehn Jahre alte Schwester starben fast gleichzeitig an einer Diphtheritis. Sie wurden gemeinsam begraben. –

Welch ein Jammer!

Wann en Kind gstuarreben wor, wat domols viëll meih vüarkoom ase in unsen Dahn, dann brachtent dei Meteschäulers verschiedene Heiligen- un Aandenkenbiëldeker met un lachtent dei op de witte Decke ase letzten Gruß.

1937 haant vie in unser Familie twei Doue op-es te beklahn: eïn Junge van seß un en Miaken van seßtiëhn Johren stiurrebent bolle tau'r glieken Tied an Diphtherie. Me het se tehoupe begraben. – Wat en Leïd!



HEILIGENVEREHRUNG

Wie schon bemerkt, war „die Gemeinschaft der Heiligen“ für die Christen früherer Zeiten kein leerer Begriff. Sie standen mit ihren verstorbenen Angehörigen in enger Verbindung, ebenso aber auch mit Personen, die in der Kirche als Heilige gelten.

Diese werden gelobt wegen ihres nach christlicher Lehre ausgerichteten Lebenswandels. So haben sie sich Verdienste erworben für das Leben bei Gott. Den Heiligen gilt es nachzueifern. Christen sollen fromm sein wie Tarsitius, keusch wie Aloysius, enthaltsam wie Johannes in der Wüste, ausdauernd wie Simeon der Säulensteher, demütig wie die kleine Theresia.

Beliebt waren die Heiligen, die als Patrone die Hand über Menschen halten sollten: als Namenspatrone, als Patrone der Kirchengemeinde, der Stadt, des Bistums und des Vaterlandes. Sie sollten Fürsprecher sein, wenn die Menschen allein ihrer Not nicht mehr abhelfen konnten.



De „Gemeinschaft der Heiligen“ wor für de Christen freuher kein Begriëpp ohne Liaben. Sei worent met den verstuarrebennen Aangehörigen noch enge verbunden, genau sou abber ouk met dian Persounen, dei in der Kiarreke ase Heilige vüargestallt woortent.

Dei Heiligen werent geluabet, wiel dat sei echt christliëck geluabet hent. Sou haant dei siëck den Hiëmmel verdeint. Den Heiligen sull me et nohmaken: Me sull fromm sin ase der Tarsitius, küasch ase Aloysius, nüchtern ase der Johannes in der Weuste, utduerend ase der Simeon op der Säule, siëck geringe maken as de kleine Theresia.

Heilige bestallte me geren ase Patroune, dei de Hand iübbber e-
inen hollent, ase Namenspatroun, ase Patroun van der Kiarrekengemeinde, van der Staadt, vam Bistum un vam Vaterland. Sei sullent im Hiëmmel für de Lüh spriaken, wann dei in iarrer Nout nit meih in un uut wußtent.

So verehrte man Nothelfer bei vielerlei Leiden und Gefahren: Apollonia half bei Zahnschmerzen, Blasius bei Halsschmerzen, Liborius bei Steinleiden, Nikolaus bei Seenot, Florian und Barbara bei Feuersbrunst, letztere auch bei Gefahren im Bergbau und hinter den Geschützen an der Front.

Bestimmte Heilige wurden um Beistand angerufen: Antonius, der Eremit, von den Bauern bei Tierkrankheiten, Antonius von Padua um Hilfe bei der Suche nach verlorengegangenen Gegenständen, Josef von den Zimmerleuten bei den Gefahren ihres Berufes, Christophorus als Schützer der Reisenden und der Autofahrer. Hubertus gilt als der Patron der Jäger, Albertus als Patron der Studierenden, Anna als Helferin der Mütter. Es werden noch Patrone gesucht für Benutzer des Internets und für Weltraumfahrer.

Je besser die Kunst der Ärzte den Kranken Hilfe bringen konnte, desto geringer wurde der Wunsch, die Heiligen zu verehren und sie um ihre Fürsprache zu bitten.

Die früher beliebten Wandkalender zeigten für jeden Tag wenigstens einen Heiligennamen an. Es gab damals in jedem Dorf Menschen, die den ganzen Kalender auswendig aufsagen konnten.

Wie gut die Heiligtage bekannt waren, belegen viele Bauernregeln, wie: Ist der Siebenschläfer nass, regnet's ohne Unterlass (27.06.).

Heute sind Patrone noch gut genug, der Kirmes oder dem Markt einen klingenden Namen zu geben.

Sou reip me in viëllerlei Leïd un Gefohr Heilige ümme Hüllelep aan: Apollonia bie Tahneweih, Blasius bie Halsweih, Liborius bie Gallen- un Niërensteinen, Nikolaus bie Nout op me Water, Florian un Barbara bie Brand im Huuse, dei Fraue sull ouk den Biarrech-lühn un den Saldoten an der Front bie den Geschützen biestohn.

Ouk andere Heilige reip me tau Hüllepe: der Eremit Antonius woorte bemött van den Bueren, wann Diëre krank worent, Antonius van Padua sull hellepen, wann me wat verluaren haa, Josef sull den Tümmelühn bie der gefährlichen Arrebet biestohn, tau Christophorus reipent de Reisenden un dei im Auto ungerwians worent. Hubertus is der Patron van den Jagers, Albertus fiür Studenten, Anna van den Müttern. Et sullt noch Patroune bestimmt weren fiür et Internet un fiür de Raumfahrer.

Je biatter dei Döktors den Kranken Hüllepe brengen kunnt, destou wiënniger vertruggent siëck de Lüh den Heiligen aan.

Dei freuher gängigen Wandkalender zeigtent fiür jeïden Dag wiënnigstens einen Namen van nem Heiligen aan. Domols goov et in jeïdem Duarrepe Lüh, dei den ganzen Kalender utwendig opsiën kunnt.

Wou giudd me de Heiligenfeste kannte, zeigtent viëlle Buerenregeln, sou ouk: Riant et op Siëbbenschlöper, dann riant et siëbben Wiaken (27.06.).

In unsen Dahn sind dei Patroune gerade noch giudd genauch, iarren Namen te giaben fiür ne Kiarmetze odder fiür nen Marktdag.

DIE FASTENZEIT

Gegen Ende des 20. Jahrhunderts veröffentlichte eine Arbeitsgruppe katholischer und protestantischer Theologen ein gemeinsames Bekenntnis zur Rechtfertigung, dazu also, was dem Christen hilft, in den Himmel zu kommen.

Es wird versucht, eine Antwort zu geben auf die Frage: Hat Jesus uns den Himmel verdient, ist es allein wichtig, daran zu glauben und auf sein Wort zu vertrauen oder sollen die Menschen mitwirken, gute Werke verrichten, sich kasteien und Buße üben? –

Das ökumenische Papier dieser Kommission stellt den Glauben als Fundament vor und sieht die Bußwerke mehr als Zugaben an.

Und sind wir nicht schon lange auf dem Wege, uns der protestantischen Auffassung in mancher Hinsicht anzugleichen? Das zeigen auch die Vorschriften für die Fastenzeit, die heute nicht mehr so streng gegeben werden wie vor sechzig Jahren und früher.

In unsen Dahn am Enge vam twetten Johrdousend hent kathollische un protestantische Theologen en gemeinsam Bekenntnis opgeschriëben. Dat handelt van der Rechtfertigung, dovan, wat wall den Christen hillepet, in den Hiëmmel te kummen.

Et dreht siëck alles ümme dei Frohn: „Het Jesus uns den Hiëmmel verdeint, is et alleïne wichtig, dodran te glöüben und op sien Woort te vertruggen odder sultt dei Lüh metwirreken, giudde Wiarreke daun, siëck Strofen opgiaben un Buße üben?“ –

Dat oekumenische Papier van dian Theologen stellt den Glouben ase Grundstein dohiën un süht dei Bußübungen meih ase Taugoobe an.

Sind vie nit alt lange op dem Wiah, uns in mannegem Berieke den Lutherischen Opfassungen aanteglieken? Dat zeigt jou ouk dei Vüarschriften fiür de Fastentied, dei jetz in unsen Dahn lange nit meih sou strenge sind ase viür sechzig Johren un freuher.

„GEBOTENE FASTTAGE“

Ein Katechismus aus dem Jahre 1886 für das Bistum Paderborn nennt die „gebotenen Fasttage“:

„Alle Tage von Aschermittwoch bis Ostern, mit Ausnahme der Sonntage.

Die Quatembertage, also jeweils Mittwoch, Freitag und Samstag zu Anfang der vier Jahreszeiten,

Sou tellt en Katechismus ut 1886 fiür unse Bistum dei „vüargeschriëbenen Fastdah“ op:

„Alle Dah van Aschermiddewiake bit Oustern, utgenuammen dei Sunndah, dei Quatemberdah, alsou Middewiake, Friedag un Sunnobend am Aanfang van den veier Johrestieden,

die Vigiltage oder Vorabende der Feste: also die Tage vor Weihnachten, Ostern und Pfingsten, vor Peter und Paul, Mariä Himmelfahrt und Allerheiligen.“

In früherer Zeit, wird berichtet, habe man auch an den etwa vierzig Tagen zwischen Martini und Weihnachten gefastet. Könnte es nicht sein, dass Martinszüge einst auch mit Karneval in Verbindung standen? Interessant ist ja auch, dass heute der Kamevalsauftakt am 11.11. um 11:11 Uhr gegeben wird.

Heute sind von den genannten Fasttagen gerade noch zwei übrig geblieben: Aschermittwoch und Karfreitag. – Je mehr die Menschen zu essen haben, desto weniger ist Fasten angesagt!

Fasten musste jeder Katholik, der 21 Jahre alt war, ausgenommen Kranke und Arme; heute heißt es, wer die 60 überschritten habe, brauche nicht mehr zu fasten.

dei Vigildah, also dei Dah viür den höügeren Festen: Christdag, Oustern un Pinkesten, viür Peiter un Paul, Mariä Himmelfahrt un Allerheiligen.“

Noch freuher, hoorte iëck siën, woorte ouk an dian wall vertig Dahn van Martini bit Christdag gefastet. Kann et nit sin, dat dei Martinszüge aanfangs ouk met Karneval te daun haant. Interessant is jou doch, dat dei Karnevalstied am 11.11. ümme 11:11 Uhr anfänget.

Heute sind van dian opgetallten Fastdahn gerade noch twei iübbereich geblieben: Aschermiddewiake un Karfriedag. – Je meih dei Lüh te iaten hent, destou wiënniger brukent se te fasten!

Fasten muchte jeider Katholik, dei 21 Johre olt wor, utgenuammen Kranke un Areme; heute hett et, wei iübbere 60 wör brüchte nit meih te fasten.

FASTEN UND ABSTINENZ

Auf die Frage, wie man fasten soll, sagt der Katechismus von 1886, man solle an den Tagen vor Mittag nichts essen, und abends sei eine kleine Stärkung „nicht verwehrt“. Später lautete die Regel, man könne einmal am Tage sich satt essen, morgens und abends dürfe man ein wenig Nahrung zu sich nehmen.

Zur Abstinenz erfährt man im Katechismus von 1886 sinngemäß: Vom siebten Lebensjahr an soll man kein Fleisch essen an Fasttagen, an den Sonntagen der Fastenzeit, an allen Freitagen und Samstagen das ganze Jahr hindurch.

Op dei Froh, wie me fasten sall, siët der Katechismus van 1886, me süll an dian Dahn viür Mittag nix iaten, un obends wör ne kleine Stärkunge „nit verwehrt“. In späerer Tied hette et, me künn siëck einmol am Dah saat iaten, muarrens un obends künn me en wiënnig tau siëck niammen.

Tau der Abstinenz steiht im Katechismus van 1886 sinngemäß: Wann me siëbben Johre olt is, duurt me Fleiß nit iaten an allen Fastdahn, an dian Sunndahn in der Fastentied, an allen Friedahn un Sunnobenden dat ganze Johr diurrich.

Der besagte Katechismus enthält auch die Frage: „Warum sollen wir die gebotenen Fast- und Abstinenztage halten?“ Dazu antwortet er unter anderem: „Um unsere bösen Gelüste leichter zu bezähmen.“

Fleischverzicht haben in der christlichen Welt zunächst die Eremiten in der ägyptischen Wüste geübt. Mönche haben es ihnen später nachgemacht. Schließlich ist im Mittelalter die Abstinenz dann an 150 Tagen des Jahres für alle Christen vorgeschrieben worden. Damals herrschte die Meinung vor, „dass der Verzehr von Fleisch sexuelle Ausschweifungen begünstige.“

Heute gilt das Gebot noch für die beiden Fasttage. Früher aber gab es in katholischen Familien von Aschermittwoch bis Ostern kein Fleisch.

Der Katechismus van 1886 stellt ook de Froh: „Wiarrümme sullt vie dei gebotenen Fast- un Abstinenzdah hollen?“ Do hett et unger anderem: „Dommet vie unse böisen Gelüste lichter ti-ahmen künnt.“

Fleischverzicht is in der christlichen Welt aanfangs van den Eremiten in der aegyptischen Wüste geübet woren. Mönche hent et dian späer nohgemaket. Schließlich is dei Abstinenz im Mittelalter dann an ungefähr hundertfufzig Dahn im Johr fiür alle vüargeschrieben woren. Domols goov et dei Meinunge, „dat der Vertiar van Fleisch sexuelle Utschweifungen begünstige.“

Heute gilt dat Gebuatt noch fiür dei beien Fastdah. Abber freuher goov et van Aschermiddewiake bit Oustern in kathollischen Familien kein Fleiß.

DAS FASTENESSEN

Früher standen in der Fastenzeit, eigentlich aber auch das ganze Jahr hindurch, zum Frühstück gebratene Kartoffeln auf dem Tische. Sie wurden gleich aus der Pfanne gegessen, dazu ließ man sich eine Schnitte Brot mit Butter oder Schmalz und mit Rübenkraut darauf schmecken.

Damals war es üblich, die Kartoffeln in der Pfanne mit Speckstückchen, mit Grieben, zu braten. Das war auch an Abstinenztagen erlaubt, aber die Grieben durfte man nicht mitessen. In der Fastenzeit verzichtete man auf das zweite Frühstück. Zur Mittagszeit fühlten sich die Fastenden recht hungrig.

Freuher stunnent in der Fastentied, eigentlich abber ook dat ganze lange Johr iübbber, muarrens gebrohne Tufelen op me Dische. Dei nohment siëck alle Iaters met der Gaffel direkt ut der Panne, dobie oot me ne Schnië Brout met Biutter odder Schmalt un Reubenkrut dropp.

Domols wor et normal, dat me de Tufelen taum Freuhstücke in der Panne met Speckschnippelen, met Greiben, breit. Dat wor ook an Abstinenzdahn erlöübet, abber dei Greiben duurte me dann nit metiaten. Op dat twette Freuhstücke verzichtete me abber in der Faste. Bit Mittag haa me dann sou richtig Kohldampf.

„Hat man Kartoffeln und Brot, dann leidet man keine Not,“ hieß es früher. Manche Haushalte kellerten im Herbst dreißig Zentner Kartoffeln ein und bereiteten sich auch drei Zentner Sauerkraut in einem großen Fass.

Wenn die ohnehin schmale Kost noch reduziert werden soll, sind die Menschen im täglichen Umgang miteinander gewiss schneller ungehalten, was dann zu unbedachten Äußerungen und Zank führen kann. Wer wird schon zehn Stunden schwer arbeiten, ohne rechte Grundlage im Magen? Mit hohlem Bauch kann man nicht ordentlich zupacken. Auch die Frauen hatten den ganzen Tag zu tun; sie zogen sich ohnehin vieles ab, damit die Kinder oder der Mann etwa ein Stück Fleisch mehr essen konnten.

Eine große Gürtelweite hatten ja eher jene, die solche Gesetze aufstellten, nicht die Arbeiter und Kleinbauern.

Die Abstinenz berührte die Menschen empfindlicher als das Fasten. Früher benötigten die Bauern Fleisch und Fett wegen der harten Arbeit den langen Tag über. In unserer Zeit könnten wir jeden Tag Fleisch und Wurst essen, vor einem halben Jahrhundert sah das aber anders aus: Arbeiterfamilien mit mehreren Kindern fehlte das Geld für Fleisch und Aufschnitt.

Aber, was vorgeschrieben war, musste auch eingehalten werden. Die Herren hielten es für so wichtig, als ob die ewige Seligkeit damit stehe oder falle. Auch die weltlichen Regenten meinten, ein gutes Werk zu verrichten, wenn sie harte Strafen verhängten:

„Het me Tufelen un Brout, dann litt me keine Nout!“ sachte me freuher. Do goov et Familien, dei dehnt diartig Zentner Tufelen in den Keller un ouk drei Zentner witten Kouhl in et Suëremausfaat.

Of dat Affteihn an der schmalen Kost bie den kleinen Lühn nit ouk en verdreitliëck Gemeut makete un fiür Krach in me Huuse verantwortlich wor?

Sall es einer tiëhn Stunden hart arreben, wann hei nix in me Magen het! Met liëgem Buuke kunn me nit hart taupacken. Un dei Frauen haant ouk de Welt viull Arrebet un tougent siëck sou alt et beste aff, domet de Blahn odder der Kerel en giudd Stücke Speck meih kreig.

Dicke Büuke haant jou eïger dei Lüh, dei sou Gesette maketent, nit dei Arbeiter un kleinen Bueren.

Dei Abstinenz abber troop de Lüh meih as dat Fasten. Fleiß un Fett bruchtent dei Lüh bie iarrer schworen Arrebet den langen Dag iübbber. In jetziger Tied künnent siëck de meisten Lüh bie uns jeiden Dag Fleiß un Woust leisten, viür nem halleben Johrhundert wor dat nit sou, Arbeiterfamilien, besonders wann Blahn do worent, haant nit de Penne fiür Fleiß odder Opschnitt.

Abber, wat vüargeschriëben wor, muchte dann ouk ingehollen weren. Dian Heerens heil et siëck dodrinne genau, as wann de eïwige Seilichkeit dovan affhing, un dei weltlichen Regenten meintent, en giudd Wiarrek te daun, wann sei strenge diurrichgreipent:

Kaiser Karl der Große befahl, die Sachsen, welche die Abstinenz nicht hielten, zu enthaupten. Und in Polen ließen die Fürsten im elften Jahrhundert für dieses Vergehen ihren Untertanen die Zähne ausbrechen.

Es gibt aber auch Hintertüren, das Abstinenzgebot zu umgehen. Fisch betrachtet man nicht als Fleisch, er darf also gegessen werden. Mancher freut sich, wenn freitags gut gebratener Fisch auf den Tisch gelangt.

Für den Großteil der Bevölkerung war Fisch kein Ersatz, weil er nicht zu beschaffen und wohl auch zu teuer war.

Nur Personen, die Fischteiche besaßen – zum Kloster in Drolshagen gehörten damals drei – oder die Fischereirechte an den größeren Bächen inne hatten, profitierten von dieser Ausnahmeregelung und schließlich jene, die Geld besaßen, ihnen solche Fische abzukaufen. Aber wer hatte das schon?

Viele Jungen legten sich an die Ufer der Bäche und fischten sich einen Braten heraus, aber das war Diebstahl. Die Herrschaften hatten sich Rechte – Vorrechte – gesichert: Fischereirecht, Jagdrecht, Waldrecht. Aber das war nicht alles recht!

Manch einem kamen die Regeln jedoch recht gelegen: So hatte er bei der Beichte immer etwas Unverfängliches zu bekennen. Es ließ sich leichter sagen: „Ich habe freitags Fleisch gegessen,“ statt: „Ich habe mich mit meiner Frau gestritten und dabei einige Teller zertrümmert.“

Kaiser Karl dei Groute het befuahten, Lüh im Sachsenland, dei siëck nit an de Abstinenz heilent, dout te schlohn. Un in Polen leitent dei Fiürsten im eleften Johrhundert fiür dat nämliëcke Vergohn den Lühn de Tiahne utbriaken.

Bie diam Abstinenzgebuatt giëtt et abber ouk noch ne Hingerdüare. Fisch gilt nit ase Fleiß un duurt gegiatten weren. Iëck sie alt luter frouh, wann Friedag is un echt gebrohnner Fisch op me Disse steiht.

Me süht, fiür den kleinen Mann wor freuher der Fisch kein Ersatz, weil hei dian nit kreig odder nit betahlen kunn.

Van diar Utnohme profiteiertent blous Lüh, dei en Fissediek haant – dat Dräuzer Klouster besoot freuher drei – odder Lüh met Fisserechten an der Brachtpe un an der Rouse, un schließlich ouk riekere, dei et Geld dofiür haant, ian wat afftekoupen. Abber wei kunn dat?

Viëlle Jungen lachtent siëck an den Auber van der Flaut un fissetent siëck en Brohn, abber dat wor gestuahen. Dei Herrschaften haant siëck Rechte – Vüarrechte – gesiëckert: Fischereirecht, Jagdrecht, Waldrecht. Abber dat wor nit alles recht!

Mannigem koment dei Regeln nu ouk recht gelian: Sou haant sei luter wat Unverfängliches te bichten. Et leit siëck biatter siën: „Iëck hebbe friedags Fleiß gegiatten,“ ase „Iëck hebbe miëck met der Fraue gestrieën un en paar Telleren kaputt geschmiëtten.“

OSTERN

Das Wort Ostern soll nach Meinung von Jakob Grimm von dem Namen der germanischen Göttin Ostara abgeleitet sein. Sie war zuständig für das neue Licht, für das junge Leben und für das Sprießen der Pflanzen, das sich im Frühling überall bemerkbar macht.

In christlicher Zeit wurde an ihrem Festtag der Auferstehung des Herrn gedacht, die auch einen neuen Anfang setzte.

Viele der überkommenen Bräuche blieben aber bestehen und wurden, wo möglich, ins Christliche umgedeutet.

Dat Woort „Ousteren“ sall noh der Meinunge van Jakob Grimm hiarkommen van der germanischen Göttin Ostara. Sei suarrete fiür et nigge Licht, fiür et junge Liaben un fiür et Wasssen in der Natur, dat siëck im Freuhjohr allerwian zeiget.

In christlicher Tied woorte an iarren Fiërdag dat Fest van der „Auferstehung des Herrn“ gesatt, dei jou ouk en niggen Aanfang brachte.

Viëlle olle Brüüke bleibent abber bestohn un, wou miüglich, met christlichem Sinn iübbberlagert.

OSTERHASEN UND OSTEREIER

Darum: Denken wir an Ostern in der Kindheit, fallen uns sogleich die bunten Eier ein.

Der Osterhase soll es beim Eierlegen bequem haben und fein weich liegen. So müssen die Kinder eine Woche vor dem Termin an einem sonnigen Tage hinter dem Hause einen Korb voll Moos rupfen. Das tragen sie dann auf den Dachboden an einen Platz, wo kein Heu mehr liegt. Dort soll das Moos etwas antrocknen.

Nur wenn das Wetter nicht mitspielt, wenn sie draußen kein Moos ausrupfen können, dürfen die Kinder auch feines Heu aussuchen. Daraus drehen sie dann zum Ende der Karwoche dicke Ringe, streuen noch eine Handvoll vom duftenden Grummet hinein, und das Nest ist bereitet.

Diarrümme: Denket me an Ousteren in der Kindheit, fallent eïnem fortens dei bunten Eier in.

Der Ousterhase sall et kommode hen, un de Eier sult fein weik liën. Sou munt de Blahn ne Wiake viürhiar an eïnem sunnigen Dah hinger me Huuse en klein Mändekiën viull weik Moss seuken. Dat driant sei op den Balleken, an ne Stië, wou kein Heu meih liëtt. Do lotent sei et etwas druhn.

Blous bie ganz schlechtem Wiar, wann me kein Moss röppen kann, duurent sei ouk weik Heu bruken. Am letzten Dah van der Karwiake drehnt se dann dovan feine dicke Ringe, streuent noch en Hängeken viull utgesochten Graumert dorin, un et Nest is feierig.

Für die älteren Leute wird kein Nest gebaut; sie können sich am Festtage aus einer großen Schüssel auf der Anrichte bedienen.

Wenn die Kinder am Morgen des Ostertages ihre Mutter einen Augenblick lang nicht gestört haben, meint sie dann: „Da hinten springt der Osterhase!“ Will ihn das Kind auch sehen, meint die ältere Schwester wohl: „Oh, jetzt ist er verschwunden!“

Mutter schlägt dann vor: „Schau, ob der Osterhase dir etwas ins Nest gelegt hat!“ Und tatsächlich! Vier Eier liegen in jedem Kranz, eins rot, eins blau, zwei gelb, jeweils mit einem Bildchen des Osterhasen versehen. Dazwischen blinken noch ein paar bunte Zuckereichen. Da kann man nur staunen und die Mutter herbeirufen, damit sie verwundert die Hände über dem Kopfe zusammenschlägt.

Viele haben bereits versucht, Osterhasen und Ostereier sinnvoll mit dem Osterereignis in Jerusalem zu verbinden. Hier wollen wir das Thema auf sich beruhen lassen.

Aber die Idee vom Osterhasen könnte auch ganz gut von einem modernen, cleveren Werbetexter erfunden worden sein, um den Eierabsatz im Frühling zu fördern. Denn gerade in dieser Zeit legt jedes Huhn besonders eifrig seine Eier, so wie alle Vögel zu diesem Termin für reichen Nachwuchs sorgen.

In späteren Jahren, als Heu oder Moos für das Nest nicht mehr von jedem Kind leicht besorgt werden konnte, dachten sich die Eltern einen anderen Spaß aus:

Gröttere Blahn un öllere Lüh krient kein Nest, dei griepent an dian Fiërdahn in de groute Schöttel op me Vertiko.

Am Oustermuarren, wann de Kinger es für einen Moment gerade de Mama in Rugge geloten hent, siëtt sei op-es: „Do hingen löüpet der Ousterhase!“ Well me dann ouk es kieken, meint de öllere Süster: „Oh, jetz is hei wech!“

„Mußte es seihn, of hei die wat in’t Nest gestoppert het!“ schleit de Mama viär. Un wahrhaftig: Veier Eier liënt in jeidem Kranz, ein rout, ein bloo, twei gial met nem Biëldeken vam Ousterhasen droppe. Do tüsser blenkent noch en paar bunte Zuckereieker. Do kann me blous staunen un de Mama herbie-raupen, domet sei es de Hänge über me Koppe tehoupe schleit.

Manneger het siëck alt dat Heieren aangestrenget, wiel dat hei Oustereier un Ousterhasen sinnviull met dem Ousterereignis in Jerusalem verbingen wull. An diërr Stië wellt vie uns es domet nit affgiaben.

Dei Idei vam Ousterhasen künn ganz giudd van ner modernen Werbeagentur stammen, dei den Eieraffsatz im Freuhjohr fördern well. Gerade in diër Tied liëtt jou jeides Huhn am iëberigesten siene Eier, sou as alle Vüele in dian Wiaken für Nohwass suarrent.

In späeren Johren, as de wiënnigsten Blahn lichte Heu odder Moss besuarren kunnent, do dachtent siëck de Elleren nen anderen Spaß ut:



Sie versteckten die bunten Eier. Und es ist wahrlich eine rechte Freude für die Kleinen, wenn sie im Blumentopfe, im Pantöffelchen oder in der Armbeuge des Püppchens ein Osterei entdecken; und die Eltern lachen mit den Kindern.

In unseren Tagen lässt die Lust an diesem Spiele etwas nach, weil ja gleich nach den Karnevalstagen ein großes Sortiment bunter Party-Eier in den Geschäften zu bestaunen ist. So wird den Eiern zu Ostern das Besondere genommen. Der Handel hat den Osterhasen als Werbehilfe für sich reklamiert.

Hier und da machen sich Pfarrer einen Spaß daraus, den Besuchern des Ostergottesdienstes ein buntes Ei auf den Heimweg mitzugeben. Kleine Geschenke erhalten die Freundschaft, kann man auch hier feststellen. Meist haben Jugendliche diese Ostereier in der Woche vorher mit Eifer gefärbt.

Sei verstoppetent dei bunten Eier. Dat is nu ouk en echter Spaß für de Kleinen, wann se im Blumentopfe, im Schlüpftiën odder in den Larremtiën van der Puppe en bunt Ei fingent, un de Elleren freuent siëck met den Kingern.

Heute lött der Spaß am Eierseuken etwas noh, weil me alt direkt bie Karneval en ganz Sortiment van bunten Eiern in den Geschäften bestaunen kann. Et is dann tau Oustern nix Besonderes meih. Hie bedriebet der Handel nu wahrhaftig en Geschäft met dem Ousterhasen.

Siet en paar Johren maket siëck dei eine odder andere Pastouer en Spaß dorut, den Lühn an Oustern noh der Misse en bunt Ei op den Heimewiag mettegiaben. Einige Dah viür me Feste hent Jugendliche ümme de Wedde dei Eier gefiarrebet. Nu feuhlent siëck dei Lüh diurrech dat Geschenk enger met der Gemeinde verbungen.

WEIHNACHTEN DAMALS

Weihnachten war nahe, wenn die älteren Geschwister Briefe an das Christkind aufsetzten. Dann zeigte der Kalender gewiss den November an, wenn die Tage kurz und die Abende umso länger sind.

In diesen Wochen saßen die Kinder früh um den Küchentisch und ermunterten sich gegenseitig, ihre Wünsche zu Papier zu bringen.

Damals wurden diese Briefe nicht zur Post gebracht und an Himmelspforten oder Nikolaushausen adressiert, man legte sie auf die Fensterbank. Dem Christkind traute man zu, die Post richtig einsammeln zu können. Und meist waren ja anderntags wirklich die Zettel verschwunden.

Die Wunschliste wurde angeführt von dem nur für Kenner verständlichen Teilsatz: „Einen Teller voll“ und endete mit dem ebenfalls etwas vagen Begriff „Anziehsachen“. Je nach Alter und Vorliebe tauchten dazwischen jeweils zwei oder drei besondere Wünsche auf wie: Farbstifte, Malbuch, Puppenstube, Kaufladen, Pferd und Wagen, Bauklötze, Brummkreisel, Kochherd und Töpfe, Laubsäge, Strickliesel. In guten Zeiten konnte da auch einmal zu lesen sein: Stabilbaukasten oder Eisenbahn.

Manchmal wurde an einem der folgenden Abende der Wunschzettel korrigiert oder vervollständigt, denn die Liste beschäftigte uns Kinder recht intensiv.

Christdag wor jeides Johr wiër nohge, wann dei ölleren Süstern Breive an et Christkinneken opsattent. Dann haant vie gewiß November, wann de Dah kiörter un de Öbende länger werent.

Dann sootent de Blahn tiedig ümme den Kükendiss un hullepent siëck giëgensietig, iarre Wünsche fiür et Christkinneken tau Papier te brengen.

Domols woortent dei Breive nit an de Post gebracht un nit noh Himmelspforten odder Nikolaushausen geschicket, dei lachte me op de Finsterbank. Me truggete diam Christkinneken wall tau, dat et dei Ziëddelen richtig insammeln künn, un meistens worent dei Breive am anderen Dah jou ouk nit meih do.

Uaben op der Wunschliste stund en Satz, dei blous fiür Ingewiggete te verstohn wor: „Einen Teller viull“, un ganz am Enge hette et ouk en wiënnig unbestimmt: „Anziehsachen“. Dotüser stunnent dann – bie ölleren anders as bie jüngeren – besondere Wünsche. Do kunn me dann liasen: Farrevstifte, Moolbäuker, Puppenstuabe, Koupladen, Perd un Wagen, Buuklötze, Roo-sekatte, Kuakeherd un Pötte, Louvsiah, Strickliesel. In giudden Tieden stund do gewiß ouk es: Stabilbaukasten odder Iësenbahne.

Mannechmol woorte an den anderen Öbenden dei eïste Liste op nem Extra-blaad wiërraupen un ne nigge opgesatt, wiel dat me siëck anders besunnen haa.

Abends vor dem Einschlafen schilderte man dem Bettgenossen oder den Geschwistern im Bett nebenan, wie das Pferdchen oder die Puppenstube wohl aussehen könnten.

So drehte sich das Gespräch in der Vorweihnachtszeit sehr oft und anhaltend um die Wünsche. Das Christfest lebte, so hat es den Anschein, von der Vorfreude auf die Bescherung. Es war ja auch die einzige Zeit des Jahres, die so stark auf die Kinder und deren Bedürfnisse ausgerichtet war.

Diese abendlichen „Bettkonferenzen“ fanden ihren Höhepunkt an Heiligabend. Dann konnte es geschehen, dass vier Geschwister in ein Bett krochen: zwei oben und zwei zu deren Füßen. Dann wurde erzählt, wie es im Vorjahr gewesen war, was die Freundin zu den Geschenken gesagt hatte, wie sie wieder versucht hatte, ein Kleidungsstück schlecht zu reden, aus Neid natürlich.

Auch wurde vom Christkind erzählt, wie es wohl aussah, ob wohl Engel mit ihm kämen – gut, dass man sich dann enger an die Geschwister kuscheln und beruhigt sein konnte, weil man nicht allein schlafen musste in dieser heiligen, aber dennoch unheimlichen Nacht! Es wurde auch erzählt, dass jemand ernsthaft erklärt habe, es sei nicht das Christkind, das die Geschenke bringe. Uns erschien es eine lästerliche Behauptung, wir bestärkten uns gegenseitig im „wahren“ Glauben. So verging die Zeit, und irgendwann wurde es ruhig im Zimmer, nur einer bat noch seine ältere Schwester, ihn ja zu wecken in der Frühe und nicht ohne ihn zum Gabentisch zu laufen.

Dei Liste ging den Blahn nit ut dem Koppe, un obends viür me Inschloopen beschreiv me dem Bieschlöper un den Bräuers odder Süstern in me anderen Bedde, wou dat Pereken odder dei Puppenstuabe wall utseihn künn.

Sou ging dat dagelang im Advent. Christdag liabete, as et schient, van den frouhen Gedanken an de Bescherunge. Et wor jou ouk de einzige Tied im Johre, dei sou starrek op de Blahn un iarre Wünsche utgerichtet wor.

Ganz schlimm woorte dei Prohlerigge am Heiligen Obend. Dann goov et ne Art Generalversammlung. Dat makete siëck besonders giudd, wann me tau veiert in eïnem Bedde lachte, twei uaben, twei bie den Fäuten van den anderen. Dann vertallte me siëck, wou et te Johre gewiast wor, wat de Fründin tau dian Geschenken sachte, wou sei versocht haa, den niggen Rock odder de Schauh schlecht te reden, blous weil se sellebes sou wat nit gekriën haa.

Dann vertallte me siëck wat vam Christkinneken, wou et wall utsööch, of wall ouk Engeltiër metköment. – Giudd, dat me siëck dann enger an den anderen kuscheln künn un me nit alleine schloopen muchte in diëser hilligen, unheimliëken Nacht! Et koom ouk tau'r Sprooke, dat do einer behauptet haa, dat Christkinneken brächte gar nit dei viëllen Geschenke! Dat wor uns doch areg lästerlich, un vie weisent Twiewel ganz wiet van uns weg. Sou verging der Obend, un schließlich woorte et ruhig in der Schloopstuabe; blous eïnem muchte dei öllere Süster noch es verspriaken, dat sei ian den anderen Muarren bestimmt weckete.

Um fünf Uhr hieß es aufstehen. Schnell wurden die Träumer geweckt, jedes Kind zog sich eilig warme Strümpfe an, und los ging es! Als wir gemeinsam die Tür zum Wohnzimmer aufstießen – keiner wollte allein mit dem Christkind zusammentreffen – da strahlte schon der Weihnachtsbaum. Majestätisch stand die Tanne an der Tür, behangen mit Lamettastreifen und Silberkugeln, hell erleuchtet von vielen Wachskerzen, die noch ihre volle Länge zeigten, also kurz vorher erst angezündet worden waren. —

Nun fiel unser Blick auf den Gabentisch. Welche Fülle! Elf Teller, hochbeladen mit Spritzgebäck, Spekulatius, Makrönchen, Printen, Feigen, Walnüssen, Bonbons, daneben noch ein dicker Apfel und zwei eingewickelte Apfelsinen.

Und es duftete! Der Geruch des Obstes und der Plätzchen vermischte sich mit dem Honigaroma der Bienenwachskerzen. Neben dem eigenen Teller fand ich noch eine Mundharmonika und Farbstifte, und unter all diesen Schätzen lagen die Malbücher.

Nun wurde weiter geforscht: Auf dem Boden erblickten wir andere, größere Gaben, jeder fand zielsicher das für ihn bestimmte Geschenk. Sogleich mussten die Schätze den Geschwistern gezeigt werden; aber diese hatten keine Zeit, sie waren mit ihren eigenen Gaben befasst.

Hier summete der Kreisel, dort brummte ein Teddybär, und dazwischen mischten sich frohe Kinderstimmen.

Ümme fiewe haant vie alle alt den Schloop ut den Ougen gewischet. Jeider touch siëck flott wareme Huasen aan, un dann ging et los. Im Hurra leipent vie de Trappe raff, viür der Düare wartent abber alle, keiner wull riskeieren, vlichts alleine met den Engeltiern in der Stuabe te sin. Drinnen strohlte alt der Christboum. Ne stödige Denne stund an der Düare, behangen met Lametta un silbernen Kugelen, hell strohlte alles van den viellen Wachskerzen, dei noch gar nit kuart gebrannt worent, dei muchte gerade eist einer aangemaket hen.

Nu soogent vie iübbber den Diss. Oh, wat Saaken! Ellev Telleren stunnent do, houhge beladd met Spritzgebäck, Spekulatius, Makröüntiörn, Printen, Feigen, Walnüeten, Klümptiörn, donia-ber noch en dicker Appel un twei ingewickelte Appelsinen.

Un dat duftete! Dat Aroma van den Kerzen vermischete siëck met dem Duft van Plätztiörn un Orangen. Niaber dem eigenen Teller fung iëck noch en Spiëlldingen un Farrevstifte, de Moolbäüker lachtent unger diam Krom.

Nu woorte widder gesocht: Op den Diëlen stunnent jou noch andere, gröttere Saaken. Jeider haa schließlich sie-ne Geschenke gefungen. Nu woortent se fix angeseihn un dann den Bräuers un Süstern gezeigt; abber jeider haa met siëck sellebes te daune.

Hie summete de Roosekatte, do brummete der dicke Bäre, do tüsser plapperten dei Mültiër van den Blahn.

Wollte man Zuhörer, musste man sein Spielzeug treppauf zum Bett der Eltern tragen und diesen zeigen, was sie schon lange kannten.

So verging eine Stunde im Fluge, und es wurde Zeit, sich für die Christmette anzukleiden. Wer früh um 7 Uhr zum Gottesdienst ging, hatte einen langen Morgen zum Spielen vor sich. Wir brauchten aber eine halbe Stunde, um zu Fuß durch Schnee und Eis bis zur Kirche im Nachbarorte zu gelangen.

Die anfangs gedämpfte Stimmung bei trübem Licht wich nach und nach, wenn der Küster eine Wachskerze nach der anderen an den Weihnachtsbäumen mit seinem langen Lichterstock erstrahlen ließ. Dann sangen die Gläubigen: „Heiligste Nacht, Finsternis weicht, es strahlet hernieder ...“ und fühlten sich wohl dabei.

An Weihnachten war es Priestern gestattet, drei Messen zu feiern. Unser Pfarrvikar ging zwischen Engeltamt und Hirtenamt nicht in die Sakristei. So blieben auch die meisten Gläubigen mit ihm in der Kirche, nur Hausfrauen eilten früher zurück. Auf sie wartete noch viel Arbeit an diesem Festtage.

Damals hatte unser Kirchenraum keine Heizung, und zu Beginn der Vierzigerjahre waren die Winter sehr kalt. Der Priester am Altare trug Handschuhe mit freien Fingerspitzen, wie sie heute von Radfahrern benutzt werden.

An der rechten Seite auf dem Altartisch stand ein kleiner elektrischer Heizstrahler, die einzige Wärmequelle in der großen Kirche.

Wann me Gehör fingen wull, muchte me met den Saaken de Trappe ropp bie et Bedde van Mama un Papa, dei verwundertent siëck iübbër Geschenke, dei sei alt lange kanntent.

Sou wor flott ne Stunde vergangen, un et woorte alt Tied, siëck fiür de Christmette te reihn. Wei freuh ümme siëbben Uhr in de Misse ging, dei haa en langen Muarren taum Spiëllen viür siëck. Vie bruchtent te Faute ungefähr ne hallebe Stunde diürrech Iës un Schnei bit an de Kiarreke.

Wann do abber der Köster met me langen Lichterstocke dei viëllen Wachskerzen an den Christböimen eine noh der anderen aanmakete, verging dei düstere Stimmung. Et fauhtent siëck alle wall, soubald dann „Heiligste Nacht, Finsternis weicht, es strahlet hernieder“ gesungen woorte.

An Christdag duurtent de Geistliëken drei Missen fiëren. Unse Vikar ging tüsser Engeltamt un Hirtenamt nit in de Sakristei, un ouk de meisten Lüh bleibent bie iamme in der Kiarreke, blous mannege Huusfraue heil et nit sou lange ut. Op dei warte noch ne Masse Arrebet an diam Fiërdah.

Domols goov et in unser Kiarreke noch keine Heizunge, un am Aanfang van den Vertigerjohren haant vie areg kalle Winter. Der Pastouer toug Hanßen aan, do keikent de Fingerspitzen viür rut. In unsen Dahn driant de Lüh op me Fahrrah dei ouk alt-es.

Rechts am Altoore niaber dem Misesebauke stund en kleiner elektrischer Uaben, dat wor de eünzige wareme Stië in der grouten Kiarreke.

Auch den Gläubigen wurde es kalt, feuchte Säume an Mänteln erstarrten vor Kälte, und der Atem wurde sichtbar.

Ganz übel spielte uns das Wetter in einem Jahre mit, als in der Stillen Nacht Regen einsetzte und wir am frühen, stockdunklen Morgen über holperige spiegelglatte Straßen zur Kirche schlitterten. Es fehlte an dichten Schuhen, es fehlte an geeigneter Oberbekleidung, es fehlten auch die wärmenden langen Hosen bei Kindern und Frauen.

So hielten wir arg durchnässt weit mehr als eine Stunde in der kalten Kirche aus. Wir Kinder fanden uns dabei noch nicht einmal besonders ausdauernd, uns erschien das normal, wir kannten es nicht anders. Sicher folgte diesem Morgen eine längere Zeit mit Husten und Schnupfen.

Nasse und schmutzbespritzte Kleidung war an diesen Feiertagen ein besonderes Kreuz für die Hausfrauen. Zum Auswechseln reichten die Vorräte nicht, zum Trocknen gab es nur geringe Möglichkeiten, weil nur die Wohnküche und – an Festtagen – das Wohnzimmer beheizt waren. Schuhe musste man häufig wieder feucht anziehen. Mehrere Feiertage nacheinander bedeuteten Stress für die Mütter großer Familien.



Ouk de Lüh in den Bänken frousent, dei füchten Nöhe an den Mänteln woortent stief van Fuast, un den Oom kunn me seihn.

Ganz böüse Wiar haant vie es ein Johr: Do fing et in der Christnacht aan te rianen op Iës un Schnei. Un vie muchtent am freuhen, stockdüsteren Muarren op dian hulperigen, abber speigelglatten Strooten meih glieten ase gohn. Tau diamme fehlte et an dichten Schauhn, an 'nem passenden Rianmantel, et fehlte ook de langen, waremen Butzen bie den Blahn un den Frauen.

Sou bleivent vie in unsem naaten Tüge meih as ne Stunde in der kallen Kiarreke hucken. Dat wor abber fiür uns Blahn nix Besonderes, vie kanntent dat jou nit anders. Wahrscheinlich haant vie dann gewiß en paar Wiaken lang met Haus ten un Schnubben te daune.

Naate un besprützete Kleidunge wor fiür de Huusfraue an sou Fiërdahn en Extrakrüze.

De Lüh haant meistens nit dubbel Tüch, dat se wesselen kunnent, un druhn kunn me dei Saaken blous in der Kieke, an Christdag vlichts ook in der Wannestuabe, süß goov et keinen waremen Platz in den Hüüsern. De Schauh muchte me mannechmol füchte wiër anteihn. Viëlle Fiërdah hingerenein bedüttent fiür de Mütter in grouten Familien richtig Streß.

Damals gehörte auch das Wort „Kriegsweihnacht“ zum allgemeinen Sprachgebrauch. Man wollte damit auch deutlich machen, dass es eigentlich ein Widerspruch ist, an diesem Tage wie die Engel in Bethlehem „... und Frieden auf Erden“ zu singen und dabei Not und Elend des Krieges ertragen zu müssen. Jede Familie hatte gewiss ein Mitglied – den Vater, den Gatten, den Sohn, den Bruder – unter den Soldaten, vielleicht stand er in der Kälte Russlands, vielleicht in der Wüste Afrikas.

So bangten auch wir an einem Weihnachtstag um den 18-jährigen Bruder auf dem Weg an die Front in der Ukraine. So sorgten wir uns um den Zwanzigjährigen am letzten Kriegsweihnachtstag, weil wir schon seit Wochen ohne Nachricht waren. Für einen anderen Bruder, noch 17-jährig, lag damals auch ein Stellungsbefehl vor. Niemandem war nach: „O, du fröhliche“ zu Mute.

Andere Familien waren noch stärker betroffen, einige hatten sogar zwei oder drei Söhne in blühendem Alter verloren.

Vor dem Hintergrund der menschlichen Not und Sorge verblassten die kärglichen Gaben an Weihnachten, sie waren zweitrangig. Dennoch versuchten die Eltern ihren jüngeren Kindern die eine oder andere Freude zu machen, aber der Gabenteller war nicht mehr so hoch gefüllt.

Weihnachten aber hält die Sehnsucht wach nach der heilen Welt, nach dem verlorenen Paradiese.

Ouk dat Woort „Kriegsweihnacht“ kunn me domols hören. Ungergrünnig mirrekete me, dat et siëck nit verdrachte, an diëm Dah as de Engelen in Bethlehem „... und Frieden auf Erden ...“ te singen un dobie dei Nout un dat Elend vam Kriege diurrechstohn te meuten. Ut jeider Familie wor wiënnigestens einer – der Vatter, der Mann, der Junge, der Brauer – bie den Saldoten. Vlichts stund hei in der Polarkälde in Rußland, vlichts in der Saharawüste in Afrika.

Ouk vie maketent uns an einem Christdah Suarren ümme den 18-jöhrigen Brauer op dem Wiah an de Front in der Ukraine. An nem anderen Christdah verging uns ouk der Liabensmaut, weil vie van diam jetz Twintigjöhriken alt wiakenlang keine Nohricht haant. Un fiür den anderen Brauer, noch siëbentiëhn, lachte ouk alt en Stellungsbefehl in me Schaape. Keinem stund der Kopp noh: „O, du fröhliche“.

Andere Familien worent noch stärker betruapen, e'nige haant sougar twei odder drei Jungens viëll te freuh missen meuten.

Bie souviëll Nout un Suarre unger den Lühn, spiëlltent dei Saaken vam Christkinneken keine Rolle, anderes wor wichtiger. Dei Elleren versochtent wall, iarren klenderen Kingern en wiënnig Spaß te maken, abber dei Plätztiër worent nit meih sou houhge op den Tellern gestapelt.

Diurrich Christdag abber is en Funken van Huapen geblieben op ne biattere Welt, noh me verluarenen Paradies.

VOR DEM KONZIL – NACH DEM KONZIL

Das II. Vatikanische Konzil von 1962 – 1965 gilt allgemein, wenn man von Veränderungen im kirchlichen und religiösen Leben spricht, als ein Festpunkt, nach dem man die Zeit einteilt: Vor dem Konzil – nach dem Konzil. Dabei handelt es sich um die Beratungen der Bischöfe von 1962-1965 im Vatikan. Damit macht man es sich zu einfach. Vieles, was auf dem Konzil beschlossen wurde, war nicht eine Idee vom Tage, sondern ein Schlusspunkt unter eine in Jahrzehnten herangereifte Reform.

Wann me dovan sprieket, wat siëck in der Kiarreke alles geändert het, hört me mannechmol, dat de Lüh van der Tied viür me Konzil un van der Tied noh me Konzil redent. Sei meinent dobie dei groute Bischofsversammlunge im Vatikan tüsser den Johren 1962 un 1965. Abber et is, meine iëck, nit alles op einen Schlag anders geworen. Dei Bischöfe hent nit ganz nigge Ideen opgebracht, sei hent eiger tau 'ner Regel gemaket, wat im Loupe der Johre opgekummen wor un noh un noh tau 'ner giudden Gewiënde woorte.

EIN BEISPIEL AUS DEM ALLTAG

Seit Jahrhunderten sprach der Priester die Messtexte in lateinischer Sprache, auch das Evangelium. Die Gläubigen konnten so nur geringen Anteil an den Gebeten des Priesters nehmen. Aus pastoralen Gründen verlas er an Sonntagen den Bibeltext in den Gemeindegottesdiensten auch in der Landessprache. Dazu legte er sein Gewand ab, um anzudeuten, dass die Messe unterbrochen sei. Die Christen lasen – jeder für sich – die Andachtstexte zur Messe aus ihrem Gebetbuch, dem „Sursum Corda“. Wenn sie des Lesens nicht kundig waren oder die Beleuchtung fehlte, beteten sie den Rosenkranz. Ihre Andacht wurde nur unterbrochen durch die Wandlung, auf die Messdiener durch Schellenzeichen hinwiesen.

Siet viëllen Johrhunderten hent dei Geistliëken de Misse in Latin geliasen, ouk dat Evangelium. Sou kunnent dei meisten Gläubigen blous ganz wiënnig van der Misse kapeieren un metbian. Domet dei Lüh den Text ut der Bibel verstohn kunnent, het an Sunndahn der Pastouer dei Geschichte ut der Bibel glik donoh in Dütsch van der Kanzel bekannt gemaket. Hei lachte fiür diëse Opgobe sien Mißgewand aff un zeigte domet, dat de Misse ungerbruaken wör. Dei Lüh in der Kiarreke loosent jeider fiür siëck Aandachten ut me Biabauke, ut me Sursum Corda. Wann sei nit liassen kunnent odder de Kiarreke te düster wor, biattent sei den Rousenkranz. Sei leitent siëck im Bian blous stören, wann de Missedeiners tau der Wandlung schelltent.

LITURGISCHE ERNEUERUNG

Zu Beginn unseres Jahrhunderts entfaltete sich eine Bewegung zur liturgischen Erneuerung. Viele Christen benutzten nun das bereits 1883 erschienene Schott-Messbuch, das gleich neben den lateinischen Texten die deutsche Übersetzung anführte. Bis 1950 wurden nach Auskunft des Neuen-Herder-Lexikons fast fünf Millionen Exemplare in Deutschland verkauft. Daneben wurde noch eine preisgünstigere Ausgabe angeboten, die nur die deutschen Texte enthielt. Hieran erkennt man das verbreitete Bedürfnis, den Gottesdienst bewusster mitfeiern zu können.

Wenn nach dem Konzil später die Landessprache im Gottesdienst bestimmend wurde, so hatte man hier nur einen mutigen Schlusspunkt unter eine lange Entwicklung gesetzt.

Ein Glied in dieser langen Kette bildete die Gemeinschaftsmesse, gefeiert für und mit Gruppen von Frauen, Männern oder Jugendlichen. Während der Priester „die Messe las“, betete ein Laie Messtexte oder aber auch andere Gebete für die Kirchenbesucher vor.

Von diesen Sprechern führt eine Verbindung zu den Lektoren in unseren Eucharistiefiern. – Das Konzil machte aber einen qualitativen Unterschied: Lesung und Fürbitten werden nun von Lektoren gesprochen, während der Zelebrant zuhört. Dieser Beitrag der Laien in der Eucharistiefier erfährt in den Folgejahren eine Ausweitung: Laien feiern Wortgottesdienste ohne Priester.

Ümme 1900 interesseiertent siëck meih un meih dei Laien fiür de Texte, dei der Pastouer in der Misse biatte, sei wullent de Misse verständiger metfiëren. Dat kunnent sei met diam 1883 van Pater Anselm Schott utgegiabenen Missebauk, dat glik niaber dem lateinischen Text ouk ne dütsche Fassunge haa. Bit 1950 woortent in Dütschland ungefähr fiev Milliounen van dian Bäkern verkofft. Ouk kunn me noch ne billigere Utgobe koupén, in diarr se blous den dütschen Text affgedrucket haant. Diëtt zeigt, dat enorm viëlle Lüh de Misse biatter metbian wullent.

Wann nu noh me Konzil in späeren Johren de Misse ganz in der Landessproke gefiërt woorte, dann wor dat blous der Schlußpunkt hinger ner langen Entwickelunge.

Ein Gliëdd in diarr langen Kië is de Gemeinschaftsmisse, dei met un fiür Gruppen van Frauen, van Männern odder van Jugendlichen gefiërt woorte. Wann der Geistliëcke de Misse stille fiür siëck loos, biattent einzelne Laien in Dütsch dei Texte odder andere Aandachten vüar.

Van diën Vüarbiarn geiht en direkter Wiag tau den Lektoren in unsen Eucharistiefiërn. – Dat Konzil makete abber nen Ungerscheid in der Wertunge: Liasungen un Fürbitten werent jëtz blous vam Lektor gespruaken, un der Pastouer hört tau. Diër Insatz van Laien in den modernen Missen wert noh un noh noch stärkeker: Laien fiërent Aandachten ohne Pastouer.

In Hünsborn geschieht dies seit Weihnachten 1986 auch, wenn Helfer die Kommunion in die Wohnung zu den Kranken bringen.

Wie sehr die Gläubigen in die Handlung der Messe einbezogen werden, wird augenfällig in dem Standort des Priesters. Früher betete der Zelebrant vor dem Tabernakel in der Mitte des Hochaltars und wandte den Gläubigen den Rücken zu, er „las seine Messe“ für das Volk und ging ihm voran wie Mose in der Wüste. Heute hat der Priester seinen Platz an dem Altartisch, er wendet sich den Menschen zu und feiert mit ihnen die Eucharistie.

Dat is in Hünsborn siet Christdag 1986 ouk sou, wann Helleper de Kommunioun tau Kranken in de Wannungen brengent.

Wou starrek dei Gläubigen in dat Gescheihn bie der Misse inbetuan sind, werd jeidem dütlich diurrech den Platz vam Geistliëken. Freuher biatte der Pastouer viür me Tabernakel in der Midde vam Houchaltoor un drehte den Lühn dobie den Rüggen tau, hei „loos siene Misse“ in Latinsch fiür dat Gottesviullik un ging vüarrut ase Moses in der Woiste. Jetzt het der Pastouer sienen Platz an nem Altoordische, hei süht de Lüh aan un fiert met ian de Eucharistie.

DEUTSCHE SPRACHE

In Hünsborn¹ wurde der Gottesdienst in deutscher Sprache an dem neuen Opfertisch erstmals am 1. Fastensonntag 1965, am 7. März, gefeiert. Damals wurde auch ein Ambo aufgestellt. An diesem werden in der Kirche die Lesungen und das Evangelium vorgelesen.

Die stärkere Einbindung des Gottesvolkes in die Gebete und Lesungen bei der Eucharistiefeier forderte eine bessere Tonübertragung. So wurden allenthalben Lautsprecher in den Kirchen angelegt. Da nun der Pastor die Predigt auch vom Ambo aus vortragen konnte, brauchte man die Kanzeln, die Predigtstühle, plötzlich nicht mehr.

In Hünsborn woorte de Misse in düt-scher Sprooke taum eisten Mol am 1. Fastensunndah 1965, am 7. März, gefiört. Domols woortent ouk Lesepulte opgestallt. Hie werent dei Texte tau der Lesung un taum Evangelium vüarge-dracht.

Wiel dat de Lüh in der Kiarreke stä-reker angespruaken woortent, muchte me den Zelebranten nu ouk biatter hö-ren können. Sou installeierte me al-lenthalleben in den Kiarreken Laut-sprecher. Nu kunn der Pastouer ouk vam Ambo ut de Priaddige hollen; jetzt worent dei Kanzeln, de Priaddigestäu-hle, op-es nit meih nöidig.

¹ Die Änderungen waren in unserer Region allgemein, für Hünsborner aber konnte der Verf. sie belegen.

Bis zu diesem Fastensonntag im Jahre 1965 vertraten die Messdiener das Gottesvolk, sie antworteten auf die Gebetsrufe des Priesters, sie sprachen das „Confiteor“ und das „Suscipiat“ in lateinischer Sprache, obwohl ein Großteil von ihnen keine Ahnung hatte, was sie da plapperten. Mit dem neuen Ritus nun spricht die ganze Gemeinde das „Ich bekenne ...“ und das Gebet „Der Herr nehme das Opfer an ...“ und versteht, was sie betet.

Man kann noch vieles aufzählen, was sich bei der Feier des Gottesdienstes geändert hat: In Stadt- und Klosterkirchen mit mehreren Priestern wurden gleichzeitig an Haupt- und Seitenaltären Messen gelesen. Heute feiern mehrere anwesende Geistliche gemeinsam eine Messe in Conzelebration.

Früher feierte man an Festtagen heilige Messen vor der ausgesetzten Monstranz, heute stellt man den Eigenwert der Eucharistiefeier heraus und verehrt den Herrn in der Monstranz bei anderen Gelegenheiten.

Bit tau diam Fastensunndah im Johre 1965 vertrootent dei Missedeiners dat Viullek, sei beschettent den Zelebranten, wann hei taum Bian opreip, sei sprookent ouk dat „Confiteor“ un dat „Suscipiat“ in Latins, ofschon de meisten van ian keine Ahnung haant, wat se do plappertent. Met dem nigen Ritus nu sprieket de ganze Gemeinde „Ich bekenne ...“ un „Der Herr nehme das Opfer an ...“ un versteiht, wat se do biatt.

Me kann noch viëlles optellen, wat siëck bie der Fiër vum Gottesdeinst geändert het: In Stadt- un Klousterkierreken met viëllen Geistliëken woortent tau der glieken Tied an Haupt- un Sietenaltöören Missen geliasen. Heute fiërent viëlle Geistliëcke eine Misse in Conzelebratioun.

Freuher fiërte me an Festdahn de Misse viür der utgesatten Monstranz, in unsen Dahn stellt me den Eigenwert van der Eucharistiefiër an de eiste Stië un verehrt den Herrguadd in der Monstranz bie anderen Geliagenheiten.

WORTGOTTESDIENST

Früher hatte der Wortgottesdienst in der Meinung des Volkes den Status einer Vormesse, was eine Abwertung bedeutete. Wenn man zu diesem Zeitpunkt zum Gottesdienst kam, galt das nicht als Verspätung.

Vielleicht wollte man durch die stärkere Gewichtung des Opfergedankens sich von dem protestantischen Gottesdienst distanzieren, da dieser ja das Wort mehr in den Vordergrund rückt.

Freuher neumete me den Woortgottesdeinst ne Vormesse – in der Meinung van den Katholiken woorte dei alsou etwas affgewertet. Wei viür der Opferunge in de Misse koom, dei gull noch ase pünktlich.

Vlichts wull me siëck freuher diurrech den Akzent op dem Opfergottesdeinst stärkeker van den Luttischen affsetten, dei jou dat Woort ase besonders wichtig anseihnt.

Durch das Konzil wurden Lesungen und Predigt aufgewertet. Heute spricht man vom „Altar des Brotes“ und vom „Altar des Wortes“. Das Lektionar liegt in manchen Kirchen neben dem Tabernakel, und zwei Messdiener halten brennende Kerzen, wenn die Frohbotschaft verkündet wird.

Nu woortent diurrech dat Konzil de Liasungen un de Priaddige opgewertet. Me sprieket heute vam „Altar des Brotes“ un vam „Altar des Wortes“. Dat Lektionar liëtt alt-es niaber dem Tabernakel, un twei Missedeiner hollent lüchtende Kerzen in der Hand, wann de Frohbotschaft verkündet wert.

KOMMUNIONEMPfang

Jahrhunderte hindurch betete man fleißig vor dem Tabernakel, ging aber weniger zur Kommunion. Viele Heiligenviten berichten regelmäßig von der restriktiven Haltung der Beichtväter, wenn Frauen oder Männer den Wunsch äußerten, öfter, vielleicht sogar täglich, kommunizieren zu wollen.

Erst zu Beginn dieses Jahrhunderts setzte Papst Pius X. sich für eine frühere Hinführung zur Erstkommunion ein und förderte den häufigeren Empfang des Altarsakraments. Nach und nach ließen die Gläubigen sich bewegen, etwa jeden Monat zur Beichte und anschließend einmal zur Kommunion zu gehen. – Darum teilte ein Vikar in Hünsborn in den dreißiger Jahren an Sonn- und Festtagen bereits eine halbe Stunde vor – und dann auch während der Frühmessen die Hostien aus, „damit in den Familien auch mehrere Mitglieder kommunizieren können“.²

Aber erst in der Fastenzeit des Jahres 1949 erlaubte es die Kirchenleitung, auch im zweiten Gottesdienst am Sonntag, im Hochamt, die Kommunion auszuteilen.

Diurrech viëlle Johrhunderte biattent de Lüh iëberich viür me Tabernakel, gingent abber selden tau'r Kommunion. In Heiligenlegenden kann me immer wiër van Pastöuers liasen, dei dogiëgen worent, wann frommen Frauen un Männern jeide Wiake odder sougar jeiden Dach kommunizeieren wullent.

Eüst taum Anfang vam twintigsten Johrhundert sprook siëck Papst Pius X. dofiür ut, dat me dei Kinger eiger tau'r eisten Kommunion tauloten künn un dat de Lüh meih kommunizeieren sülent. Noh un noh gingent de Lüh sou alle Monate taum Bichten un an de Kommunionbank. – Sou deilte en Pastouer in Hünsborn in den diartiger Johren an Sunn- un Fiërdahn alt ne halbe Stunde viür – un dann ouk in der Freuhmisse Hostien ut, „domet in den Familien ouk viëlle Aangehörige kommunizeieren kunnt“.

Eüst in der Fastentied van 1949 woorde den Geistliëken erlöubet, sunndags ouk in der twetten Misse, in der Houmisse, de Kommunion uttedeilen.

² Verkündigungsbuch zum 06.11.1932

Das Nüchternheitsgebot galt aber auch noch für das Hochamt um zehn Uhr: Ab Mitternacht sollte man sich aller Speisen enthalten. Anfangs fand diese Neuerung wenig Anklang in der Gemeinde. Das änderte sich erst, als nach dem Konzil auch Nachmittags- und Abendgottesdienste ermöglicht wurden und man nun nur noch eine Stunde vor dem Gottesdienst, manche sagen auch, nur eine Stunde vor der Kommunion, nüchtern sein sollte. Früher konnte man abends nur in der Messe am Gründonnerstag zur Kommunion gehen, ab 1956 auch nachmittags in dem Gottesdienst zum Karfreitag.

Ab 1968 wurden zunehmend die Eucharistiefiern aus Anlass einer Hochzeit oder einer Beerdigung auf den Nachmittag gelegt. (Hochzeitsfeiern begannen früher regelmäßig mit dem Gottesdienst gegen 9 Uhr.)

Dat Gebuatt, nüchtern te blieben, van Midde der Nacht aan nit te iaten odder te drinken, dat gull ouk noch fiür de Houmisse ümme tiëhn Uhr. Aanfangs nohment dei Lüh diëse Niggerunge nit sou recht aan. Dat woorte eïst biatter, as noh me Konzil ouk nohmiddags un obends Missen gefiërt woortent un me blous ne Stunde fiür der Misse, mannege siënt ouk, blous ne Stunde fiür der Kommunioun, nüchtern sin sull. Viürhiar kunn me am Obend blous in der Misse an Greun-Diunnersdag un am Nohmiddah siet 1956 blous im Gottesdeinst an Karfriedag kommunizeieren.

Noh me Konzil, van 1968 aan, woortent meih un meih Missen wiagen ner Hochtied odder ner Beerdigunge op den Nohmiddag gelacht. (Dogiëgen fingent Hochtieden freuher generell muarrens met der Misse ümme 9 Uhr aan.)

VORABENDMESSE

Am Tage vor dem Fronleichnamsfest 1969 wurde in Hünsborn erstmals eine Vorabendmesse gefeiert. Diese Möglichkeit zum Besuch des Gottesdienstes bereits am Abend vor dem Fest oder vor dem Sonntage kam den Gläubigen entgegen.

Junge Eheleute, die sich wegen der Betreuung kleiner Kinder beim Kirchengang ablösen mussten oder sonntags gern etwas länger schlafen wollten, freuten sich über diese Regelung. Sie entlastete aber auch die Priester, welche mehrere Gottesdienste an den Sonntagen zu zelebrieren hatten.

Am Dah viür Fronleichnam 1969 woorte in Hünsborn de eïste „Vorabendmesse“ gefiërt. Diëse nigge Art, alt am Obend viür nem Feste odder viür dem Sunndah in de Misse te gohn, koom den Lühn entgiegen.

Junge Lüh, dei siëck wiagen den Kingern biem Kiarrekgang affwesselen muchtent odder sunndags geren etwas länger schloopen wullent, freuetent siëck. Dei Regelunge makete abber ouk den Geistliëken de Arrebet lichter, dei süss an Sunndahn twei odder drei Missen te fiëren haant.

KOMMUNIONHELPER – HANDKOMMUNION

Ebenso begrüßten die Pfarrer an größeren Kirchen die Entscheidung der deutschen Bischöfe, Laien zu beauftragen, mit den Priestern die Kommunion an die Gläubigen auszuteilen. Es hatte sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass zu einer vollen Mitfeier der Eucharistie auch die Teilnahme am Mahl gehöre, auch wenn man nicht kurz vorher gebeichtet hatte. So traten nun viele Christen zur Kommunionbank, knieten dort nieder und ließen sich die Hostie auf die Zunge legen. Diese Handlung dauerte an Festtagen manchmal eine halbe Stunde, und ein älterer Pastor schaffte es einfach nicht mehr allein.

In Hünsborn übernahm Herr M. H. zu Palmsonntag 1968 diesen Dienst.

Ende Juli des Folgejahres führte Pfarrer Beule in Hünsborn die Handkommunion ein. Dazu traten die Gläubigen vorn zum Altar, standen an der Kommunionbank und ließen sich die Hostie auf die Hand legen. Die Gruppe verließ wie früher gemeinsam den Altarraum. Die Mundkommunion war auch noch möglich, wurde aber immer seltener.

Nur, einzelne Christen konnten sich mit der Neuerung nicht anfreunden, und so musste der Hünsborner Pastor in einem der ersten Pfarrbriefe im November 1972 noch einmal klarstellen:

Ne Entlastunge für den Pastouer wor et ouk, as dei dütschen Bischöfe siëck einigetent, Laien te erlöuben, met dem Geistliëcken de Hostien an de Lüh ut-tedeilen. Et wor jetz allgemeine Opfassung, dat tau ner Misse ouk de Kommunioun gehört, ouk wann me viürhiar nit gebichtet het. Sou koment nu viëlle Lüh tau der Kommuniounbank, feilent op de Knei un leitent siëck do de Hostie op de Tunge liën. Dat kunn alt-es ne hallebe Stunde dueren, un der Pastouer schaffete dat einfach nit meih alleine, viür allem, wann dei alt nit meih sou giudd bie Kräften wor.

In Hünsborn iübbernoht M. H. am Pallemsonndah 1968 diëse Opgobe.

Enge Juli 1969 woorte in Hünsborn de Handkommunioun ingefouhert. Nu stunnent de Lüh viür biem Altoore an der Kommuniounbank un leitent siëck de Hostie op de Hand giaben. Dei ganze Riggel ging dann wiër tehoute op de Plätze. Me kunn siëck ouk noch de

Hostie op de Tunge liën looten, abber dat koom bolle ganz ut der Moude.

Blous, einzelne kunnent siëck domet nit affingen, sou muchte der Hünsborner Pastouer noch im November 1972 in einem van den eisten Pfarrbreiven klorstellen:



„Die Handkommunion ist rechtens und keineswegs von den deutschen Bischöfen dem Papst abgepresst worden.“

Letzte Kritiker verstummten, als sie 1980 im Fernsehen beobachten konnten, wie der Papst selbst bei seinem Besuch in Köln den Gläubigen die Hostie in die Hand legte.

Man sieht, einigen gingen die Neuerungen zu weit, anderen nicht weit genug. Dabei muss man sehr wohl auch bedenken: Dass Laien die Hostien anfassten, hätte man 1960 noch als Sakrileg angesehen.

Auch in diesem zentralen Bereich unseres religiösen Lebens lässt sich also eine Entwicklung verfolgen. Auch hier gab das Konzil einen wichtigen Impuls.

„Dei nigge Art is rechtens un nit dem Papst van den dütschen Bischöfen affgenöidiget woren.“

Dei letzten Kritiker woortent eüst ruhig, as sei 1980 im Fernsehen beobachten kunnent, dat der Papst sellebes bie sienem Openthalt in Köln den Lühn de Hostie in de Hand lachte.

Me süht, einzelnen gingent dei Änderungen nit wiet genau, anderen wor dat te viëll. Un me mutt jou siën: 1960 hä me et noch as en Sakrileg angeseihn, wann en Laie ne Hostie in de Hand genuammen hä.

Ouk in diësem Punkt goov et alsou ne allmähliche Entwickelunge. Ouk dobie het dat Konzil wichtige Aanregungen gegiaben.

DAS KONZIL

Gerade gegen die Ängstlichen, die berechnete Entwicklungen hemmen wollten, eröffnete der schon alte Papst Johannes XXIII. am 11. Oktober 1962 das II. Vatikanische Konzil.

Damals erklärte er: „Es geschieht oft, dass Stimmen solcher Personen Unser Ohr betrüben, die zwar von religiösem Eifer brennen, aber weder genügend Sinn für die rechte Beurteilung der Dinge haben, noch ein kluges Urteil walten lassen.“

Sie meinen nämlich, in den heutigen Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft nur Untergang und Unheil zu erkennen. Sie reden unablässig davon, dass unsere Zeit im Vergleich zur Vergangenheit dauernd zum Schlechteren abgeglitten sei. ...

Gerade giëgen schichterigge Lüh, dei alle sinnviullen Entwickelungen ophollen welt, het dei alt öllere Papst Johannes XXIII. am 11. Oktouber 1962 dat II. Vatikanische Konzil in Gang gesatt.

Domols sachte hei: „Mannechmol werent Vie richtig truërig, wann Vie Spriücke van Lühn hörent, dei wall recht iëberich im religiösen Liaben sind, abber nit genau Sinn fiür ne rechte Sicht van den Saaken hent un sou nit klaug öüerln kunnt.“

Sei welt in den modernen Verhältnissen van der menschlichen Gesellschaft blous Vergang un Üebbel seihn. Sei redent ständig dovan, dat unse Tied siëck meih un meih in 't Schlechtere schmitt, wann me se met freuher verglieket. ...

Wir aber sind völlig anderer Meinung als diese Unglückspropheten, die immer das Unheil voraussagen, als ob die Welt vor dem Untergange stünde.“³

Damals ging es dem Papst nicht nur um Fragen des religiösen Lebens, vorranglicher waren ihm und vielen Konzilsvätern Probleme der Bibelauslegung, die Beziehungen zu den andern christlichen und zu den nichtchristlichen Gemeinschaften. Der Klärung bedurfte auch das Verhältnis zwischen Klerikern und Laien. Diese grundsätzlichen Entscheidungen wirkten sich später dann im christlichen Gemeindeleben aus.

Dabei wollte man die Dogmen, die Glaubenssätze, nicht in ihrem Kern abändern, es ging darum, das Glaubensgut in der Sprache unserer Zeit auszudrücken und es so wieder erstrebenswert zu machen. So förderte der Papst eine Aufbruchstimmung, in der plötzlich die ganze Tradition der Kirche, wenn nicht zu Disposition, so doch auf den Prüfstand gestellt wurde. Es gab damals bei Klerus und Laien einen Reformstau, der sich nun einen Durchbruch erzwang.

Sichtbar wurde das in den oben erwähnten Beispielen, sichtbar auch in der Kleidung der Geistlichen und Religiösen. Kleriker legten den steifen Kragen ab, sie setzten kein Birett mehr auf, jüngere trugen oftmals nicht mehr Soutane oder schwarzen Anzug. Die Nonnen legten ihre weiten, oft die Sicht verstellenden Hauben ab.

Vie sind abber ganz un gar anderer Meinunge as diëse Schwartmölers, dei ständig Unglücke andreuhent, as wann de Welt viür me Ungergohn stünd.“ —

Domols ging et dem Papst nit blous ümme Froën taum religiösen Liaben, noch wichtiger worent dem Papst un viëllen Konzilsmännern dei Probleëme bie der Bibelerklärung, dei Beziehungen tau den anderen christlichen un nitchristlichen Gemeinschaften. Ge-klört weren muchte ouk dat Verhältnis tüsser Klerikern un Laien. Dei grundsätzlichen Urdeile biem Konzil wirretent siëck nohiar dann im Gemeindelieben van den Katholiken ut.

Dobie wull keiner de Dogmen, dei Gloubenssätze, im Keren verängen, et ging dorümme, dei Inhalte vam Glouben in der Sprooke unserer Tied dütlich te maken un sei wiër sou te zeigen, dat de Lüüh geren dovan hörent un dran glöubent. Sou brachte der Papst ne Stimmunge van niggem Maut in de Kiarreke, ouk den Maut, dat ganze Drümme un Draane, wat siëck im Loupe van Johrhunderten aangesammelt haa, op de Proube te stellen. Domols reipent alle, Kleriker un Laien, noh Reformen, noh Änderungen.

Dat zeigetent dei Niggerungen in der Misse, dat kunn me abber ouk seihn an Aanzügen un Kутten van Geistliëcken un Klousterlüüh. Kleriker lachtent den stieven Kragen aff, sei sattent kein Birett meih op, jüngere sooch me nit meih in Soutane odder schwartem Aanzug. Dei Nonnen nohment dei wiën Hauben aff, dei ian mannechmol de Sicht verstilltent.

³ Herder Korrespondenz, 17. Jg. S. 86

Sie zeigten sogar Haar, was fünf Jahre vorher nicht denkbar war. Manche Klosterfrau, die vorher in strengster Klausur lebte, durfte nun Besuche in der Heimat machen. Frauen in sogenannten Säkularinstituten konnte man an ihrem Äußeren nicht mehr erkennen.

Mancher Christ verstand die Welt nicht mehr und wurde an der Kirche irre, als ob von diesen gewiss nicht wesentlichen Fragen die Glaubwürdigkeit des Evangeliums abhinge. So löste es auch Verwirrung aus, als es zu Ostern 1968 nicht mehr hieß: „Vater unser, der du bist im Himmel, zu uns komme dein Reich“, sondern: „Vater unser im Himmel, ... dein Reich komme“.

Im Englischen Gruß hieß es nun: „du bist gebenedeit unter den Frauen“, statt: „du bist gebenedeit unter den Weibern“.

Bei Menschen, die seit Generationen angehalten wurden, Verlautbarungen der heiligen Kirche nicht zu hinterfragen und als heilsnotwendig zu betrachten, konnten solche Nichtigkeiten zu Glaubenskrisen führen.

Sei zeigetent iarre Hoore, wat fiev Johre viürhiar nit uttedenken wor. Mannege Klousterfraue, dei freuher in strengster Klausur liabete, duurte nu op Heimeturloub föüheren. Frauen in Säkularinstituten kunn me nit meih aanseihn, dat sei Religieuse worent.

Manneger Christ verstund de Welt nit meih un ouk nit de Kiarreke, as of van dian siëcker nit sou wichtigen Regelungen der Gloube un dat Evangeilium affhängig wörent. Sou koom ouk Unrugge op, as et tau Oustern 1968 nit meih hette: „Vater unser, der du bist im Himmel, ... zu uns komme dein Reich“. Dofüür sachte me nu: „Vater unser im Himmel, ... dein Reich komme“.

Im Englischen Gruß hette et nu: „du bist gebenedeit unter den Frauen“ un nit meih: „du bist gebenedeit unter den Weibern“.

Lüh, dei siet Generatiounen angeholten woortent, Regelungen der heiligen Kiarreke nit te kritiseieren, kunnent diurrech sou Kleinigkeiten tau richtigem Twiebeln am Glouben kummen.

REFORMEN

Sehr viele Theologen erwarteten mit dem Initiator des Konzils, mit Papst Johannes XXIII., einschneidende Reformen im Miteinander von Papst und Bischöfen, sie erwarteten auch Reformen, die sich aus der historisch - kritischen Schriftauslegung ergeben müssten, sie erwarteten auch Änderungen von tradierten Lebensformen, speziell auch in der Frage des Zölibats.

Viëlle Theolougen huapetent met dem Papst Johannes XXIII., dei dat Konzil aangereget haa, op wichtige Veränderungen im Verhältnis tüsser Papst un Bischöfen, sei erwartent ouk Reformen im Gefolge van der historisch - kritischen Betrachtung van der Bibel, sei wullent ouk nigge Regelungen fiür dat Liaben van Klerikern, viür allem wat dian Zölibat aanbelanget.

UNRUHE

Als aber bald nach Abschluss des Konzils eine Zurückhaltung der Kurie, eine Angst vor Neuerungen, sichtbar wurde, machte sich in den Folgejahren weltweit der Unmut bei Christen bemerkbar: Jeder vierte Geistliche trat von seinem Amt zurück, viele baten um Rückversetzung in den Laienstatus. Ähnliche Bewegungen zeigten sich in den Frauen- und Männerorden.

Diese Unsicherheit gelangte nach und nach auch in den Kreis der Laien, die dann vermehrt den christlichen Religionsgemeinschaften den Rücken kehrten, allein in Deutschland Jahr für Jahr weit mehr als hunderttausend. Das ist jeweils die Bevölkerungszahl einer Großstadt!

As abber recht flott noh me Konzil in der Kurie te Roum ne Angest viür nigen Regelungen uttemaken wor un ne Suarre, de Kontrolle te verleisen, faultent siëck viëlle Christen recht unruhig. Mannege Geistliëcken – et wert gesacht, jeïder veïerte – trotent van iarren Ämtern terügge, en Deil wull in den Laienstand retour gestufet weren. Sou ging et ouk in den Frauen- un Männerorden tau.

Sou unsiëcker zeigetent siëck noh un noh ouk de Laienchristen, dei dann den christlichen Gemeinschaften den Rügen taukahrten, alleïne in Dütschland worent dat Johr fiür Johr wiet meih ase hundertdousend. Dat is jeïdes Johr de Bevölkerunge van ner Groutstaadt.

DIE 68ER-GENERATION

Diese Absetzbewegung hatte eine zweite, einflussreiche Wurzel in der allgemeinen Unruhe in der jungen Generation.

Besonders an den Universitäten stellten die Studenten überkommene Strukturen in Frage und drängten auf Mitbestimmung im Hochschulrat.

Bald schon wurde auch der bundesrepublikanische Staatsaufbau kritisiert. Man sprach von Systemveränderung, zeigte Sympathien für sozialistisch-kommunistische Ideen und schwang die „Rote-Mao-Bibel.“ Sie enthielt Aussprüche des chinesischen Parteivor-sitzenden.

Diëse Unrugge fung me nit blous in der Kiarreke, dei wor ganz allgemein domols, fiür allem in der jungen Generation.

De Studenten wullent an den Universitäten metbestimmen un nit alles biem Ollen looten.

Nit lange donoh woorte van Studenten ouk de Politik im dütschen Staat kritiseïert. Me wull ne radikale Änderunge im System, sei zeigetent Sympathie fiür dei Ideen van den Kommunisten un schwenketent dei „Roue-Mao-Bibel“ met markigen Sprüchen vam chinesischen Parteiführer.

Damals demonstrierten viele junge Leute – nicht nur in Deutschland – gegen den harten militärischen Einsatz der Amerikaner in Vietnam.

Später sprach man von der Revolution der 68er-Generation. Sie hat zwar das politische System nicht verändert, aber viele Menschen, auch ältere, unsicher gemacht und kritisch gegen alles, was irgendwie mit Obrigkeit, mit Befehl und Gehorsam zu tun hatte. So lehnten viele junge Menschen auch die Autorität der Kirche ab und wandten sich gegen die christlichen Moralvorstellungen im sexuellen Bereich.

„Make love, not war!“ bekundeten die Hippies, die Blumenkinder in Amerika, sie nahmen Rauschmittel und lebten in Wohngemeinschaften. Sie lehnten die überkommene Einehe ab und brachen viele sexuelle Tabus. Rein äußerlich erkannte man die Männer dieser Gruppe in Antihaltung an ihren langen Bärten.

Siebzig Jahre vorher hatten junge Männer, vielleicht deren Großväter, sich von der älteren Generation distanziert, indem sie ihre Bärte abrasierten.

Domols demonstreiertent ouk viëlle junge Lüh – nit blous in Dütschland – giëgen den harten Insatz van amerikanischen Saldoten in Vietnam.

Diëse Tied neumete me nohiar de Revolutioun van der 68er-Generatioun. Se het den Staat bie uns nit ümmegekrempt, abber viëlle Lüh, ouk öllere, hent se unsiëcker gemaaket un tau'm Nohdenken gebracht. Viëlle woortent kritisch giëgen alles, wat met Obrigkeit, Befehl un Gehorsam te daun haa. Kritisch woorte nu ouk de Kiarreke geseihn, junge Lüh wullent van Moralregelungen, fiür allem tau'm seßten Gebuatt, nix meih wiëten.

„Make love, not war!“ reipent de Hippies, dei Blaumenkinger in Amerika. Sei nohment Rauschmittel, liabetent in Wohngemeinschaften un heilent Sittsamkeit fiür reine Prüderie. Junge Männer in diëser Gruppe kunn me alt an iarren langen Biarden utmaaken.

Siëbenzig Johre viürhiar worent junge Männer, vlichts iarre Houpas, ouk giëgen dei öllere Generatioun opgetriaten un haant siëck, ümme dat te zeigen, iarren Bart affraseiert.

SCHULE UND FAMILIE

Die Ideen der jungen Generation von 1968 drangen schon bald in unsere Schulbücher, sogar in die Religionsbücher, ein.

So hieß es 1975 in einem Buch für das 4. Schuljahr zum Thema Eltern und Kinder: „Wenn deine Eltern um die Ecke glotzen, sollst du ihnen in die Fresse rotzen.“

Dei Ideen van diërr 68er-Generatioun kunn me bolle donoh in unsen Schaulebäukern, sougar in den Religionsheften, nohliesen.

1975 stund in einem Bauke fiür dat 4. Schauljohr: „Wenn deine Eltern um die Ecke glotzen, sollst du ihnen in die Fresse rotzen.“

Für die Erziehung wurde antiautoritäres Verhalten eingefordert nach dem Motto: Der Mensch ist gut, lasst ihn wachsen und sich selbst bestimmen.

Summerhill-Erziehung nach einer englischen Musterschule wurde populär.

Auch Großeltern fragten sich, ob ihre strengen Erziehungsmethoden wohl stimmig wären, die Elterngeneration wurde verunsichert und ihr Erziehungswille geschwächt.

In der Schule war folgerichtig der Lehrer nur als Wissensvermittler gewünscht, sein Erziehungsauftrag wurde einfach verneint. – Übelstände in der Schule des Jahres 2000 haben ihre Wurzeln in der Erziehungsschwäche jener Zeit.

Der von Fröbel im neunzehnten Jahrhundert schon propagierte goldene Mittelweg: „Führen und wachsen lassen!“ wurde nur wenigen einsichtig. Er meinte, man solle Regeln vorgeben, den Weg zeigen, aber nicht unbedingt mit Gewalt die Kinder in diese Richtung zwingen wollen.

Von daher ist es gewiss auch zu begrüßen, dass der Stock als Erziehungsmittel in der Schule und zu Hause nicht mehr gebraucht wird.

Positiv an der 68er-Revolution ist gewiss zu werten, dass körperliche Züchtigung vom Staat aus verboten wurde. Demokratie und Untertanengeist passen nicht zusammen, das haben die jungen Leute richtig gesehen.

Neben den oben schon erwähnten Änderungen in der religiösen Praxis gab es noch weitere Umdeutungen:

Dat leip dann unger der Überschrift: „Antiautoritäre Erziehung“. Me meinte, der Mensch wör van Natur giudd, me süll en in Rugge wassen un siëck selebes bestimmen loten.

Sou versuchte me dat in der Summerhill-Schaule in England, dei iüßberall ase Muster groute Moude woorte.

Ouk dei Groutellern frohtent siëck, of sei iarre Kinger freuher tei strenge ertuan heent. Dei jüngere Generatioun van Müttern un Vattern woorte total unsiëcker un truggete siëck nit, den Blahn eigene Aansichten te vermitteln.

Dat wor nun dat andere Extrem. Domols wor ouk der Lehrer nit meih ase Erzieher gefroht, hei sull blous Kenntnisse widdergiaben. – Wann im Johre 2000 en Noutstand in der Erziehung beklagt wert, dann is dofiür in den Siëbenzigerjahren der Grund te seuken.

Friedrich Fröbel haa hundert Johre viürhiar nen goldenen Middelwiag vüargeschlahn: „Führen und wachsen lassen!“ Hei meinte, me süll schon Regeln angiaßen, den Wiag zeigen, abber nit unbedingt met Gewalt Kinger in dei Richtunge twingen.

Van dohiar is et gewiß ouk te begrüßen, dat der Stock in der Schaule un te Heime nit meih gebrucht wert.

Immerhiën het abber de 68er-Revolutioun bewirreket, dat körperliche Züchtigung diurrech Gesetze verbuan woorte. Demokratie un Untertanengeist verdriant siëck nit, dat haant dei jungen Lüh domols gewiß richtig geseihn.

Ouk süß woortent viëlle Berieke im religiösen un privaten Liaben anders geseihn un starrek verändert:

TABUBRÜCHE – FAMILIENPLANUNG

Im sexuellen Bereich kam es durch die Tabubrüche der 68er-Generation zu laxeren Auffassungen. Sexuelle Praktiken galten bei ihnen nicht mehr als Sünde, solange niemand in seinem Persönlichkeitsbereich geschädigt wurde. Hierher gehören Selbstbefriedigung, vorehelicher Verkehr, Onkelehe (wenn ältere Partner wegen der Rentengesetze ohne Trauschein zusammenleben), Vorkehrungen zur Empfängnisverhütung, insbesondere durch die damals schon allgemein bekannte „Pille“

Für die Begrenzung der Kinderzahl in der Familie ließ Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „Humanae vitae“ vom 28. Juli 1968 nur die Beachtung der natürlichen Zyklen gelten.

Er lehnte alle chemischen oder mechanischen Hilfsmittel ab. Dies Urteil schwächten die deutschen Bischöfe in ihrer „Königsteiner Erklärung“ vom 30. August 1968 ab, sie stellten die gewissenhafte Eigenverantwortung der Eheleute heraus.

Letztlich ging es um die Rangfolge der Eheziele. Sie lösten in jener Zeit eine heftige Diskussion aus. Eine konservative Gruppe nannte die Nachkommenschaft als erstes Ziel, während nach anderer Meinung der ehelichen Gemeinschaft der Vorrang zustehe.

Letztere Haltung hat schließlich auch das kirchliche Gesetzbuch, der Codex Juris Canonici, von 1983 bekräftigt und damit die frühere Fassung geändert.

Op sexuellem Gebiet het dei 68er-Generatioun Schranken opgehuaben un sou laxere Aansichten diurrechgesatt. Sexuelle Akte gullent bie ian nit meih ase Sünde, wann me keinem anderen te nohge getriaten wor. Dotau gehörent Selbstbefriedigung, Verkehr viür der Ehe, Onkelehe (wann öllere Lühe wia-gen der Rentengesetze ohne Trauung tehoupe liabent) un Praktiken, dei ne Schwangerschaft utschluten sullt, sou ouk diurrech dei domols opgekummene „Pille“.

Wann nu Ehelüh sellebes iarre Kintertahl bestimmen wullent, sullent sei den natürlichen Zyklus beachten, schreiv Papst Paul VI. in der Enzyklika „Humanae Vitae“ vom 28. Juli 1968.

Chemische un mechanische Mittel sullent nit erlöübet sin. Dei Meinunge vom Papst hent de dütschen Bischöfe in iarrer „Königsteiner Erklärung“ vom 30. August 1968 sou utgelacht, dat et hett, de Ellern süllent verantwortlich handeln.

Im Grunde ging et ümme den Rang van den Ehezielen. Dorümme woorte viëll diskuteiert. Dei Konservativen sachtent, in der Ehe wörent de Kinder et wichtigeste, de anderen meintent, de eheliche Gemeinschaft stünd an eister Stië.

In letzterem Sinne sind ouk einzelne Paragraphen im „Codex juris canonici“ van 1983 affgefasset un domet dei freuhere Text geändert woren.

Während früher sexuelle Akte – wie ein Blick in damalige Beichtspiegel zeigt – mit negativen Vorzeichen behaftet waren, weil sie zur Sünde führen könnten, wurden sie nun insbesondere von der jüngeren Generation positiv als Bereicherung der zwischenmenschlichen Beziehungen gewertet. Junge Frauen fühlten sich in der Entscheidung zwischen überkommenen Ansichten und neueren Verhaltensweisen oft allein gelassen.

Manchmal entwickelten sich nun für sie wiederum andere Zwänge, die sie eigenverantwortlich lösen mussten. Immerhin aber minimalisierten empfängnisverhütende Mittel die Angst vor einer unzeitigen Schwangerschaft. So entwickelten Frauen eine stärkere Selbstständigkeit, sie emanzipierten sich.

Keuschheit wurde weitgehend nicht mehr als Tugend angesehen.

Keuschheit war auch nicht mehr Thema einer Predigt. Hier zeigte sich an der Basis der Seelsorge die gleiche Unsicherheit, wie sie schon oben in Verbindung mit dem Erziehungswillen der Eltern herausgestellt wurde. —

In diesem Zusammenhang muss auch erwähnt werden, dass in der Zeit nach dem Konzil eine Jahrhunderte hindurch geübte Praxis geändert wurde: Den jungen Müttern war es früher in den ersten sechs Wochen nach der Geburt eines Kindes nicht erlaubt, die Gottesdienste zu besuchen. Sie wurden erst nach der „Aussegnung“ wieder zugelassen, wie es schon in der Bibel erwähnt wird. Das Fest „Darstellung des Herrn“ hieß früher entsprechend „Mariä Reinigung“ (vgl. Lk 2,22).

Wann me den Beichtspiegel in öller Biabäukern diurrechliëset, mirreket me, dat dei sexuellen Akte nit giudd wechkumment, weil se donoh schwore Sünde wörent odder dotau weren künent. De jüngere Generatioun meint, dei Akte maketent dat Liaben unger den Partnern rieker un wertviuller. Junge Frauen stunnent alleïne do in ner Zwickmülle tüsser iüßberkummener Aansicht un den niggeren Aansprücken.

Mannechmol koom et nu tau anderen Problemen, dei sei sellebes verantworten muchtent. Allerdings bruchtent sei nit meih sou Angest te hen viür ner nit gewullten Schwangerschaft. Frauen muchtent siëck entscheïn un woortent dodiurrech selbständiger, sei emanzipiertent siëck.

Keuschheit woorte allgemein nit meih as en Tugend aangeseihn.

Keuschheit wor ouk kein Thema meih fiür ne Priaddige. Hie zeigt siëck dat de Seelsorger an der Basis genau sou unsiecker gemaket worent as dei Ellern in dem rechten Handelen iarren Kinger giëgeniüßber. —

Hie mutt ouk erwähnt weren, dat noh me Konzil ne Jahrhunderte lang strikt diurrechgesatte Regelunge geändert woorte: Dei jungen Mütter duurent freuher in den eisten seß Wiaken noh der Geburt van nem Kinge nit in de Kiarreke kummen. Eist noh der „Aussegnung“ woortent sei wiër taugelooten, sou as dat alt in der Bibel geschriëben is. Dat Fest „Darstellung des Herrn“ neumete me freuher diammenoh „Mariae Reinigung“ (vgl. Lk 2,22).

Geändert hat sich in dieser Zeit auch der Termin für die Kindtaufe. Früher war es üblich, das Kind spätestens am dritten Lebenstage zur Taufe in die Kirche zu bringen, nun nimmt man sich etwa vier Wochen Zeit dazu. Das hängt auch zusammen mit der jetzt besseren ärztlichen Versorgung, es hat aber auch zu tun mit der modifizierten Auffassung von Erbsünde, Taufe und Limbus. Früher hieß es nämlich, ungetaufte Kinder kämen nach dem Tod nicht zur Anschauung Gottes. —

Gottes Liebe stellen wir uns jetzt größer vor und nicht nur beschränkt auf den Kreis der Getauften. Dies Problem ist einzuordnen in die umfassendere Frage: „Ist Christus für viele oder für alle gestorben?“

Geändert het siëck noh me Konzil ouk der Termin fiür de Kinddoupe. Bit dohiën wor et üblich, dat Kind späestens am dritten Liabensdah in de Kiarreke op de Doupe te brengen, jetzt niëmmet me siëck bie veïer Wiaken Tied dotau. Dat hänges tehoupe met der biatteren Suarre diürrech de Doktors, et kümmet abber ouk van der anderen Opfassunge iübbes Erbsünde, Doupe un Limbus. Freuher hette et utdrückliëck, wann Kinger ohne Doupe stiürrevent, köment sei nit in den Hiëmmel. —

In unsen Dahn stellent vie uns de Leivde vam Herrguadd grötter vüar, nit blous beschränket op de Gedofften. Dat gehöört tau dem Hauptproblem: „Is Christus nu fiür viëlle odder fiür alle gestuarreben?“

TOD UND BEGRÄBNIS

Gottes Liebe, so glauben wir, umfängt auch die Menschen, die sich in depressiver Stimmung das Leben nehmen. Früher hielt man sie für verdammt und verweigerte ihnen – wie auch den ungetauft verstorbenen Kindern – einen Platz auf dem Friedhof.

Geändert hat sich auch die Einstellung zur Feuerbestattung. Christen sahen früher darin einen Akt des Unglaubens, weil eine atheistische Gruppe, die Freidenker, aus Oppositionsgeist das Einäschern des Leichnams bevorzugte.

Nach dem grausamen Krieg und dem himmelschreienden Nazi-Terror konnte man unmöglich den vielen Eingäscherten ein Leben bei Gott absprechen.

De Leivde vam Herrguadd, sou glöübent vie, gehöört ouk den Lühn, dei siëck in seelischer Nout sellebes ümbrengent. Freuher meinte me, dei wörent verdammet, un me gunnte ian – as ouk den ungedofften Kingern – keinen Platz op me Kiarrekhuave.

Geändert het siëck ouk de Instellunge taum Urnenbegraben. Wei siëck noh me Doue verbreun leit, gull nit meih ase Christ. Wei dat deh, dian riackete me tau den Friedenker, dei ut Opposition giëgen de Kiarreke sou handeltent

Noh diam elendigen Kriege un diam hiëmmelschreienden Unrecht van den Nazis kunn me dian viëllen Verbrannten wall nit meih en Liaben bie Guadd affspriaken.

VOM LEBEN AUF DEM LANDE



KINDERSPIELE



Es ist erstaunlich: Auch in unserer näheren Heimat kannte man eine Vielzahl von Kinderspielen! Kinder hatten zwar mehrere Aufgaben auf dem Hof zu verrichten, dennoch blieb aber Zeit für Spiele. Viele wurden durch die Schule an die Kinder herangetragen: Reigen-Spiele, die in das Schulleben passten. Diese erkennt man gleich an den hochdeutschen Texten.

Andere, stärker handlungsorientierte Spiele, scheinen älter und bodenständig zu sein.

Es fällt auf, dass an jede Jahreszeit eigene Spiele gebunden waren. Sobald im Frühling die Sonne lockte, hüpfen die Mädchen mit den Seilchen, während die Jungen tagelang mit Knickern beschäftigt waren.

Im Mai spielten die Mädchen mit Bällen, die Jungen fuhren Ring oder liefen auf Stelzen.

Me mutt staunen: Ouk bie uns im Dräuzer goov et ne Unmenge van Kingerspiellen! Kinger haant viëllerlei Arrebet op me Huave, et bleiv aber doch noch Tied fiür Spiëlle. Manneges is diürriich de Schaule an de Blahn heraan-gedracht woren: Ringel-Spiëlle, dei in de Klassengemeinschaft possent. Dei kennt me alt glik an der houchdüt-schen Utsprooke.

Andere Spiëlle met meih Handlung dobie schienent öller un hie eiger heimisch te sin.

Interessant wor, dat bestimmte Spiëlle tau bestimmten Tieden im Johreloup Moude woortent. Soubald im Freuhjohr de eiste Sunne scheen, sprungent de Miaker met den Seiltiern, de Jungens knippetent dagelang.

Maidag woorte Ball gespiëlt, de Jungens fohertent Ring odder gingent op Stelzen.

Sommertags „hütete man die Sau“, es wurden mit einem größeren Stock Holzstäbchen geschlagen, ohne sie mit der Hand zu berühren. Die Kinder waren begeistert und fanden abends bei diesem Spiel kein Ende. Im Herbst nutzte man die zu dieser Zeit freien Felder und Weiden für Wettkämpfe bei Völkerball und Schlagball.



Feuerchen entfachen, in Büchsen Laub anzünden, qualmen lassen und schwenken wie ein Rauchfass in der Kirche, konnte man beim Hüten im Herbst.

Der Winter hatte seine eigenen Spiele, je nach Beschaffenheit und Stärke der Schneedecke.

Beschäftigungen waren bei Jungen und Mädchen nicht gleich beliebt. Unterschiede gab es auch in Spielen für die Wohnungen oder für Pausen und Turnstunden in der Schule.

An Sommerdahn woorte „de Sue gehott“. Do muchte me met nem festen Stock Töpptier schlohn, dei sull me abber nit met der Hand aanpacken. Do fungent dei Blahn obends kein Enge. Im Hiarrebest spiëllte me Völkerball un Schlagball, dobie bruchte me meih Platz, do muchtent de Feller odder Weien frie sin.



Füertiër beuten, Bössen met Louv aanstiaken, dümmelen looten un schwenken as et Roukfaat in der Kiarreke, dat kunn me biem Heuen im Hiarrebest.

Der Winter haa siene eigenen Spiëlle. Dat richtete siëk ouk noh der Art van der Schneidecke.

Et goov Spiëlle fiür Miaker un fiür Jungen, einzelne fiür de Wannungen, andere worent meih bestimmt fiür de Pousen odder de Turnstunden in der Schaule.



Auffällig ist beim Vergleich der früheren Spiele mit denen unserer Enkel heute, dass die benutzten Gegenstände damals kaum Geld kosteten. Wegen der geringen Nachfrage hielt sich auch das Angebot in Geschäften oder auf dem Erntefest in engen Grenzen.

Da war Eigenbau angesagt, etwa auch die Arbeitsplatte und die Spielsteine beim Mühle- und Damespiel. Den Plan zeichnete man sich auf und suchte Knöpfe aus Mutters Vorrat als Setzsteine.

Die Schneeschuhe im Winter stammten häufig von einem großen Holzfass und wurden mit Kordel um die Schuhe gebunden. Stelzen suchte man sich im Brennholzvorrat, Jutebeutel fürs Sacklaufen lagen im Schuppen.



Wat opfällt, wann me unse eigenen Spiëlle van freuher met dian van unsen Enkeln in der heutigen Tied verglieket: Fiür Schnickschnack haa me kein Geld, un sou wor ouk dat Angebuatt in den Geschäften odder op me Tierschaufest recht aremseilig.

Viëlles makete me sellebes; sou ouk dat Feld un dei Nümmertiër bie Müülle un Dame. Dat Briad teichnete me siëck op un sochte Knöüpe ut Mamas Schachtel ase Sette-Marreken.

De Schiër im Winter stammetent mannegmol van nem grouten Faate un woortent met Liene ümme de Schauh gebungen. Stelzen sochte me siëck im Breuholt-Houpe, Tufelensäcke fiür et Sackloupn lachtent genau in me Schoppen.

Heute geben die Erzieherinnen in den Kindergärten von Zeit zu Zeit die Lösung aus: „Räumt das Spielzeug weg!“ Die Kinder sollen so kreativ werden. Ob das aber so einfach zu schaffen ist?

Früher waren die Kinder öfter sich selbst überlassen, Hilfe durch Erwachsene eher selten. Man kann von einer ähnlichen Situation ausgehen, wie sie jetzt im Kindergarten geübt wird. Damals wie heute erfand nicht jedes Kind ein neues Spiel. Die meisten Kinder ahmen nach.

Kinder wuchsen früher in der Familie auf, in deren Bereich auch ein Grossteil der Hofarbeit anfiel. So hatten die Kinder mehr als heute Einblick in die Arbeitswelt der Eltern oder der Handwerker im Dorfe. Sie übten sich mehr und mehr in der Beschäftigung von Erwachsenen. Sie ahmten die Älteren nach, wickelten ihre Puppen und legten sich ein Gemüsebeet in Mutters Garten an, mit einer Miniharke halfen sie bei der Heuernte, sie suchten Löwenzahnblätter für die Kaninchen und fütterten ihr eigenes Kälbchen, sie spielten mit den kleinen Schäfchen und fühlten sich mit der Natur verbunden.

De niggeste Moude in den Kingergarens is der Spruch: „Rüment dei viëllen Spiëlsaaken wech!“ Sou sullt dei Blahn kreativer weren. Of dat sou einfach geiht?

Domols worent dei Blahn meih op siëck sellebes aangewiesen, et goov ouk kuum Hüllepe van den ölleren Lühn. Et wor sou, as se dat jetzt im Kingergaren übet, abber domols ase in unsen Dahn erfung nit jeides Kind ut siëck herut en nigge Spiëll. Sei maketent et den anderen Blahn noh.

De Blahn wossent in der Familie op, sou kanntent sei de Arrebet van den Eltern un den Nohbers. Kinger gewiënnent siëck noh un noh an de Beschäftigung van Handwiarrekern un Bueren un übetent siëck dobie. Sei maketent et den Ölleren ouk noh, wickeltent de Puppe un bearrebetent nen kleinen Garen, sei kreigent ne extra klendere Harreke un gingent met in't Heu, sei sochtent Suëmiëlleken fiür de Kanintiër un haant en „eigen“ Källebecken, dat sei extra fauertent, sei spiëlltent met den kleinen Schöptiern un fauhtent siëck met der Natur verbunden.



SPIELE-AUSWAHL

Kreisspielle

Ringelrose
Häschen in der Grube
Plumpsack
Taubenhaus
Taler, Taler, du musst wandern
Es tanzt ein Bi-Ba-Butzemann
Machet auf das Tor

Fangspiele

Mutter, wie weit darf ich reisen?
Spione seid ihr!
Te Krien spiellen, ouk englisch
Blinge Kauh
Verstoppen

Loup- und Turnspiele

Ring föüheren
Pereken spiellen
Op Bössen, op Stelzen gohn
Bössen schwenken
Seiltiën springen, lang, kuart
Tutzelböüme schlohn
Bockspringen
Iüßber de Heuhusten springen
Schuvkare föüheren
Seilteihn
Schinken kloppen
Biutter weigen
Sue heuen, Töpptiës schlohn
Hüppelkästier
Land gewinnen

Ballspiele

Habakuk
Völkerball
Schlagball
Prellball
Köppties,
10er-Proube ua

Schneispiele:

Raad loupn
Adlerbiëld maken
Schliën föüheren
Schi föüheren
Glieten
Schneibälle schmieten
Schneimann un Hüöhlen buggen

Briad-Spiele:

Miülle
Mensch-iarregere-diëck
Dame
Halma

Karten spielen:

Schwarter Peiter
Elfer-Raus!
Spitzchen, pass auf
Leigen

Bie Geliagenheit:

Knippen, Schütern - (versch Regeln)
Schwimmen
Am Water Dämme buggen
Met ner Stange iüßber et Water setten
Steine schmieten odder flitschen
Radföüheren, - taum twetten
Huppeken maken
Heuperiker fangen
Im Heu verstoppen
In et Heu springen
Op Böüme kletieren

Spiele in der Runde:

Pfänderspiell
Reise nach Jerusalem
Mein linker Platz ist frei
Alle Vögel fliegen

RICHTFEST

In einem Dörfchen mit fünfzehn Häusern ist es wohl ein großes Ereignis, wenn ein neues Gebäude entsteht. Gleich sind alle zur Hand, wenn Hilfe erwartet wird. Und wenn viele zugreifen, gedeiht die Arbeit und wird zudem kostengünstiger. Kleinbauern hatten meist einen Nebenerwerb, einige arbeiteten als Maurer. Einer von ihnen gab dann beim Bauen im Dorfe den Ton an.

So konnten kurz nach dem Kriege und in den Sechzigerjahren mehrere ältere Häuser durch neue ersetzt werden. Das musste wohl auch geschehen, weil man in Notzeiten kaum Reparaturen vorgenommen hatte. Auch förderte die Landesregierung solche Vorhaben durch günstige Darlehen.

(Unten sieht man die Helfer beim Abbruch von Kremers Haus 1962 nach getaner Arbeit.)

In einem Duarrepe, wou fieftiëhn Hüüser stott, is et wall en grout Ereignis, wann en nigge Gebügge entsteiht. Do sind alle bie Hand, wann Hüllepe erwaart wert. Wou viëlle aanpackent, do geiht et flott vüarraan, un et wert ouk billiger. Dei klenderen Bueren in me Duarrepe muchtent noch niabenbie arreben, un sou wanntent hie ouk en paar echte Mürers. Einer van dian haa dann et Siën biem Buu.

Sou kunnent gerade noh me Kriege un in den Sechzigerjohren verschiedene olle Hüüser affgebruaken un nigge opgebugget weren. Dat wor ouk areg nöidig, wiel dat in der schlechten Tied alles liengebliëben wor. Ouk Verantwortliche im Staat sattent siëck in un bewilligetent recht billige Darlehen.

(Dat Biëld ungen zeigt de Hellepers 1962 am Fiërobend noh me Affbruch bie Kremers.)



DORFLEBEN ► VOM LEBEN AUF DEM LANDE

Als Wiësemanns 1961 eine neue Scheune errichteten, halfen dem Bauherren an der Mischmaschine wiederum die Nachbarn an der Schubkarre und beim Verteilen auf der Decke. Damals wurde der Beton noch an der Baustelle hergestellt. Das war eine harte Arbeit.

As bie Wiësemanns 1961 ne nigg Schüüre gebugget woorte, hullepent dem Buuheeren an der Speismaschine wiër de Nohbers an der Schuvkare un biem Verdeilen op der Decke. Domols woorte der Beton alle noch an der Buustie hiargestallt. Dat wor harte Arbeit.



Das Zurichten der Fachwerkwände und das Auflegen der Sparren überließ man aber dem Zimmermeister und seinen Gesellen.

Damals war es Brauch, im rechten Moment – wenn der Bauherr einmal nicht Acht geben konnte – einen Sparren zu entwenden und am Dorfesrande vielleicht in einem Kartoffelfelde zu verstecken. Die zusehenden Zimmermänner schmunzelten dabei, jedoch – wichtige Hölzer für den Dachrand oder zu einem Wechsel beim Kamin ließen sie sich nicht stehlen.

Dat Richten vum Fachwiarrek un vaan den Speieren iüberleit me dann abber dem Tümmermann met sienen Gesellen.

Et wor sou Moude, dat dei Duarrepes-Lüh im rechten Moment, wann der Buuheere es gerade nit oppassen kunn, eine Speiere wegtougent un se am Enge vum Duarpe vlichts in den Fuaren vum Tufelenfelle verstoppetent. Dei Tümmelüh schmunzeltent dann – blous ne wichtige Speiere fiür et Enge odder fiür den Wessel am Schuannstein leitent sei siëck nit klauen.

DORFLEBEN ► VOM LEBEN AUF DEM LANDE



Wenn schließlich der Bauherr gegen Abend den Sparren herbeischaffen wollte, dann halfen ihm die Burschen sogar beim Suchen. Es gab ein Hurra, wenn das Holz gefunden wurde.

Wann der Buuheere nohiar giëgen Obend de Speiere herbieschaffen wull, dann hullepent de Burschen biem Seuken. Dat goov en Hallou, wann se dat Holt endlich gefungen haant!

Sodann wurde der Bauherr auf den Sparren gehoben und wie im Triumphzug durch das Dorf getragen.

Er lud dann alle ein, mit ihm das Richtfest zu feiern.



Dann woorte der Buuheere op de Speiere gehuaben un as im Triumphzuge diurrech et Duarrep gedracht.

Hei ladte dann alle in, met iamme de Huushiebe te fiëren.

WASSER — WÄSCHE — HYGIENE

WASSER IST LEBEN

„Ariston men hyder“, sagten in der Antike schon die Griechen. – „Das beste aber ist das Wasser!“ So überschreibt Herr Plate eine Geschichte zum Wasser des Biggeflusses bei Sondern, der in der Talsperre untergegangen ist. Das Buch berichtet von den früheren Hammerwerken, die vom Fluss angetrieben wurden.

Wasser hat schon immer die Menschen angezogen, weil es eben lebensnotwendig ist. Leben kommt aus dem Wasser, sagen die Wissenschaftler, das bestätigt auch der Kinderglaube vom Storch, der die kleinen Erdenbürger aus dem Brunnen zieht.

Die Wörter „Seele“ und „See“ werden vom gleichen Stamm abgeleitet. Die Germanen bezeichneten mit Seele das, was zum See gehörte, was aus dem See kam.

Aus dem Wasser hüpfte der Froschkönig im Märchen, auf dem Grunde des Brunnens findet Goldmarie auch das schöne Land von der Frau Holle, die übrigens eine Gottheit der Germanen vorstellt.

Wasser bringt Leben, das ist letztlich auch der Sinn unserer christlichen Taufe in der Kirche. —

Große Stadtkulturen in Ägypten und in Kleinasien entwickelten sich an Flüssen: am Nil sowie an Euphrat und Tigris. Große Kulturen gab es später in der Nähe des Mittelmeeres, auch in Nordeuropa entstanden sie an Flüssen wie Rhein, Themse, Seine und Elbe.

„Ariston men hyder“, sachtent alt dei ollen Griechen. – „Das beste aber ist das Wasser!“ Sou betitelt Herr Plate eine Geschichte ümme de Biggeflaut bie Sungeren, dei in der Talsperre ungergegangen is. Hie wert van Hamerwiarreken vertallt, dei vam Biggewater angedriëben woortent.

Et wor alt luter sou, dat Water de Lüh aangetuan het, weil sei ouk der ohne nit liaben kunnt. Liaben kiümmet ut me Water, siënt de Wissenschaftler, dat siëtt ouk dei Kingergloube vam Stuarrek, dei de kleinen Blahn ut me Water tüht.

Dei Woore „Seele“ un „See“ hent den glieken Wortstamm. Bie den Germanen wor Seele dat, wat tau dem See gehört, wat ut dem See kiümmet.

Ut me Water hüppelt der Fuaßkiünig im Märchen, op me Grunde van dem Pütz finget de Goldmarie ouk dat schöne Land van der Frau Holle, dei sellebes ne germanische Göttin is.

Water brenget Liaben, dat is ouk letztlich der Sinn van der Doupe in der Kiarreke. —

Groute Stadtkulturen in Aegypten un in Kleinasien kunnent siëck entwickeln am Nil un im Zweistromland, an Euphrat un Tigris. Groute Kulturen goov et runs ümme et Mittelmeer un späer in Nordeuropa am breïen Water ase Rhin, Themse, Seine un Elbe.

DORFLEBEN ► VOM LEBEN AUF DEM LANDE



WASSER IST LEBEN

Flüsse bringen frisches Wasser, Flüsse führen Schmutz hinweg. Ströme waren die ersten Verkehrswege, auf denen man fahren konnte, an deren Ufer man auch in die Wildnis vordringen konnte.

Flüsse brengent frisch Water, Flüsse niamment dreckerig Water met. Flüsse worent de eisten Verkehrswiah, op dian me föiheren kunn, an dian entlang me ouk in de Wildnis vüardringen kunn.

OHNE WASSER KEINE BAUERN

Anfangs siedelten Bauern an einem Wasserlauf, auch wenn er geringer war; sie benötigten das Wasser für Menschen und Vieh.

Das kostbare Nass musste man also aus dem Bach zum Hof tragen, aber für zehn oder mehr Tiere konnte das eine arge Last sein, da musste man oftmals gehen. Im Winter hatte man nicht selten vorher noch das Eis aufzuhacken.

Es wird von einem Bauern in Iseringhausen erzählt, der seine Tiere nicht mit dem kalten Wasser tränken wollte. Er kochte darum vorher eine gute Portion auf dem Herd, schüttete das Wasser in den Trog und warnte seine Kuh: „Heiß, Bunte!“ Nun eilte er zum Bach und gab sodann kaltes Wasser hinzu. Ob sich die Kuh ihr Maul verbrannt hatte, ist nicht überliefert.

Im Sommer stillten die Tiere auf dem Heimweg von der Weide ihren Durst am Bach.

Als die Ackerflächen in Flussnähe vergeben waren, suchten sich Siedler abseits geeignetes Land, sie waren dann aber gehalten, einen Brunnen zu graben, der bis ans Grundwasser reichte. Manch einer wurde gar in seinem Keller fündig. Später suchten wohl auch Nachbarn gemeinsam nach einer ergiebigen Wasserstelle.

Bueren siedeltent et eïste an einem Waterloup, un wann et ouk blous en recht klein Gerinne wor, sei bruchtent dat Water fiür Lüh un Veih.

Met Emmern muchte me dat Water op den Huav drian; fiür tiëhn Diëre oder meih kunn dat ne arege Last sin, dat wor manneger Gang. Im Winter muchte me sougar alt-es dat Iës ophacken, dat me an et Water koom.

Do wert van einem Bueren in Iëserkusen vertallt. Dei wull siene Käuh nit met kallem Flautwater dränken un makete wat op me Herd heit. Nu schutte hei dat kuakenigge Water in den Truag, sachte tau der Kauh: „Heiß, Bunte!“ un ging dann op de andere Strootensiete. Wann dei Kauh dousterig gewiast wor, haa dei siëck gewiß alt de Schnute verbrannt!

Sommerdags dreiv me de Käuh van der Weie ut an ne Dränkestië un leit se do supen.

As dat Land nu in der Nöhgede van der Flaut vergiaben wor, sochte me affsiet en nigge Gelände, muchte dann abber nen Pütz, dei bit an't Grundwater reikete, utschachten. Manneger Buere kunn sougar in sienem Keller nen Pütz graben. Mannechmol deent siëck en paar Nohbers biënein un sochtent noh ner ergiebigen Waterstië.

WÄSCHE

REINIGUNG UND BLEICHE

Die Bildhauerin Anneliese Schmitt-Schöttler hat auf der Olper Bleichewiese den Waschfrauen ein Denkmal gesetzt.

Die aufreibende, mühsame Arbeit, welche von Frauen am Waschtage, meist wohl dem Montag, verrichtet wurde, kann man gewiss nicht angemessen schildern und würdigen. Schuld daran waren auch die ungünstigen Voraussetzungen in den Dörfern:

Es wurde viel Wasser benötigt, mancher Eimer voll musste herbeigeschleppt werden. In den Häusern konnte man keinen abgetrennten Waschraum, es spielte sich alles in der Küche ab.

Viele Frauen warfen die Wäsche zum Einweichen bereits am Vortage in einen Kessel. Am Waschtage wurde frühmorgens eingeheizt. Wasserdampf schlug sich an den Fensterscheiben nieder und rann auf die Bank. Die schweren Kessel mit oft achtzig Liter Inhalt mussten vom Herd bugsiert werden. – Männer waren meist nicht zur Stelle, wenn sie gebraucht wurden, sie hielten sich am Tage selten im Hause auf.

Stand der dampfende Kessel auf dem Boden, dann hüpfen oder krochen die Kinder neugierig um ihn herum. Schon manches Kind hat sich an der Waschlauge gefährlich verbrüht, wenn die Mutter einen Augenblick abgelenkt wurde.

Anneliese Schmitt-Schöttler het den Waschefrauen op der Olper Bleikewiese ein Denkmol gesatt.

Dei opriebende, meuhseilige Arrebet, dei van Frauen am Waschedah, am Mondag, gedohn woorte, kann me kum schilderen, as et siëck gehört. Dat lachte viür allem an dian ungünstigen Verhältnissen bie dian kleinen Lühn op me Duarrepe:

Mannegen Emmer Water bruchte me bie der grouten Wäsche, mannegen Emmer Water muchte me herbieschliëpen. In dian Hüüusern kannte me keine separate Waschecke, et spiëllte siëck alles in der Küeke aff.

Viëlle Frauen stoppetent dat Tüg alt am Sunndah in en Kiëttel taum Inweiken. Ase eistes muchte me dann dat Tüg op dem Herde kuaken. Der Wasserdampf beschlaug de Finsterschieben, verflüssigete siëck und runn am Glase raff op de Finsterbank. Dei schworen Kiëtteln met nem Inhalt van bit tau achtzig Liter, muchtent vam Herd raffgewiörret weren. – Mannslüh worent meistens nit do, wann me se bruchte, sei heilent siëck am Dah sellen im Huuse op.

Dann stund dei dampende Kiëttel op me Buam, de Kinger kroupent drümme rümme, leipent niësgierig herbie. Manneges Blag het siëck in der Waschelouh gefährlich verbrannt, wann de Mama es en kuarten Moment dat Faat ut den Ougen leit.

Gleich daneben setzte man sodann die breite Zinkwanne auf zwei Stühle. Darin stand ein Waschbrett mit dem wellig geriffelten Blech. Die Frau zog Tuch für Tuch aus dem Kessel auf das Brett, rubbelte die Teile und bearbeitete besondere Schmutzstellen mit brauner Seife und Wurzelbürste. Waschpulver konnte man in der Kriegszeit nicht beziehen, es wäre den Bauern auch zu teuer gewesen. Nach dem Kriege haben sich die Frauen mit Holzasche aus dem Küchenherd behelfen müssen.

Das alles spielte sich in der Wohnküche ab, immer im Mittelpunkt von Kindern, aber auch von Männern oder Frauen der Elterngeneration, die ungehalten wurden bei so viel Getriebe.

Die gerubbelten Wäschestücke mussten sodann gespült werden. Es war dazu wieder Wasser herbeizutragen, wenn man wegen ungünstigen Wetters oder geringer Wasserhöhe die Arbeit nicht gleich am Bach erledigen konnte. Nachher wurden viele Stücke ohnehin in der Nähe des Rinnsals auf der Wiese ausgebreitet.

In der Kieke satte me dann ne breie Zinkwanne op twei Stähle. Do drinne stund en Waschebriad met diam welligen Bliack. Brune Seipe bruchte dei Fraue, wann se dei Wäsche op dem Riebebriah rubbelte un besondere Dreckstiën met ner Wuartelenböiste schrubbete. Waschpulver wor ohne- hiën nit te beteihn, dat wör dian Bueren ouk te düer gewiast. In der schlechten Tied, besonders noh me Kriege, muchtent siëck de Frauen ouk met der Holtasche ut dem Kiekenherde behellepen.

Dat alles spiëllte siëck also in der Wannekieke aff, luter im Middelpunkt van den Kingern und vlichts ouk van Lühn ut der viürrigen Generatioun, dei niggelig woortent bie diam Krach.

Wat nu gewaschen wor, spaulte me in klorem Water. Vlichts muchte de Fraue dotau viürhiar noch dat Water herbiedrian. Mannege Frauen spaultent de Wäsche ouk an der Flaut, wann do dat Water houghge genauch stund un dat Wiar nit te schlecht wor. Witte Wäsche woorte dann op me Bleikeplatze utgesprett.



Der Bleichplatz war oft Eigentum der Gemeinde. Auf dieser Wiese sollten Leinen- und Nesseltücher den Grauschleier verlieren. Dazu hielt man die Stoffe feucht und ließ sie von der Sonne bleichen. Damals kannte man noch kein Waschpulver mit Weißmacher-Effekt.

Häufig war es Aufgabe der Kinder, die Wäsche mit der Gießkanne zu besprühen. Blieben die Stoffe über Nacht draußen, hatten oftmals die Katzen ihre Fußspuren hinterlassen, am Tage liefen vielleicht die Hühner darüber. Ein böser Nachbar hatte sogar dem andern einen Eimer voll Gülle über die Wäsche geschüttet.

Dei Wiëse gehoorte alt-as der Gemeinde. Op der Bleike sullent dei Linnen- un Nesseldäuker wiër en witt Aanseihn krien. Dotau muchte me dat Tüch op dem Grase fuchte hollen un van der Sunne beschienen loten. Domols goov et noch keine Weißmacher im Waschepulver.

Blahn muchtent dei Wäsche ständig met der Geitekanne naat sprützen. Wann me dei Stücke iübber Nacht dobuten leit, sooch me am anderen Muarren mannegmol, dat de Katten nit geschloopen haant, am Dah leipent Hauhnder dodriübber. En böiser Nohber haa sougar es dem anderen en Emmer Jauche iübber de Wäsche geschütt.



HYGIENE KÖRPERPFLEGE

Das Waschen des Körpers war damals auch nicht gar so einfach. Die unerfreulichen äußeren Umstände machten daraus ein Problem. Wer hatte wohl ein Badezimmer, als es noch kein fließendes Wasser in der Wohnung gab? In keinem der älteren Häuser in Dorf oder Stadt fand man ein Badezimmer. Morgens strichen die Bewohner mit den Fingern über die Kernseife, gingen kurz an der Pumpe vorbei und trockneten sich an dem einzigen Handtuche ab.

Große Wäsche gab es wohl am Wochenende. Die Hausfrau steckte die Kinder eins nach dem anderen in die Zinkwanne. Diese hatte man in die Küche geholt, weil sie der einzige ständig beheizte Raum in den Häusern war. Das Wasser hatte man in großen Töpfen auf dem Küchenherd erhitzt.

Erwachsene setzten sich meist nicht in die Wanne, ihnen stellte man eine größere Schüssel auf einen Stuhl oder in den Ausguss.

Einzelne gingen auch in die Futterküche, damit sie sich ungestört putzen konnten. Vielleicht haben die Kälbchen im Stall zugeschaut.

Die Frauen warteten mit dem Waschen, bis die Männer zu Bett gegangen waren. In der wärmeren Jahreszeit trugen sie sich gelegentlich das Badewasser auf ihr Schlafzimmer. Männer stellten sich im Sommer öfter an den Bach und bliesen die Luft hörbar durch die Lippen, wenn sie sich das kalte Wasser über den Rücken spritzten.

En grout Problem wor dann ouk de Körperwäsche. Ouk hie hingertent dei erbärmlichen üteren Ümstände dei wichtige Opgobe. Wei haa domols schon en Badezimmer, as et noch kein Leitungswater in me Huuse goov? Im Duarrepe un ouk in der Staadt kannte me sou wat nit in dian ollen Hüüsern. Muarrens pockent de Lüh kuart an de Kerenseife, gingent iabend an der Pumpe in der Kieke vorbie un druhtent siëck an dem einzigen Handdauke aff.

Groute Wäsche goov et dann am Wiakenenge. De Blahn stoppete de Huusfraue ein noh me anderen in de Zinkwanne, dei me in der Kieke opstallte. Dat wor jou ouk der einzige beheizete Ruum in den Hüüsern. Dat Water haa me in grouten Pöten op dem giudden Kiekenkerde heit gemaket.

Groute Lüh sattent siëck nit in de Bütt, dei kreigent en wiën Napp in den Abfluß odder op en Stauhl gestallt.

Mannege gingent met der Schöttel ouk in de Fauerkieke, domet sei siëck ungestört putzen kunnent. Vielleicht hent de Källebeker opgepasset.

Dei Frauen waartent met der Wäsche, bit de Mannslüh in et Bedde gegangen worent.

In diar wärremeren Johrestied drachtent sei siëck de Waschschöttel op iarre Schloopstuabe. Dei Mannslüh stalltent siëck im Sommer ouk es an de Flaut un prustetent, wann sei siëck met den Hängen dat kauhle Water iüber den Rücken sprützetent.

DORFLEBEN ► VOM LEBEN AUF DEM LANDE

In einem Hause – wurde erzählt – stiegen die Bewohner nacheinander in den großen Viehkessel im Stall.

Wenn viele in unserer Zeit über die Zustände damals die Nase rümpfen, dann fragt man sich: Wo war damals die heute so oft beschworene Solidarität der regierenden Klasse, wo die Sorge für das Volk? Wie ist es möglich, dass man den Vermögenden von damals alles lässt und sogar zurückgibt, was sie früher den armen Leuten vor-enthalten haben.

Über die Erniedrigten, die ums Überleben kämpfen mussten, die Nase zu erheben, ist wohl der Gipfel von Hochmut und Ungerechtigkeit.



In einem Huuse – hoorte ieck siën – gingent dei Lüh noh un noh im Stalle in dian groueten Kauhpott.

Wann in unsen Dahn viëlle iübbber dei Verhältnisse domols lachent, dann froht me siëck: Wou wor domols dei heute sou viëll beschwuarene Solidarität van der regeïerenden Klasse, wou dei Suarre fiür dat Viullick? Wou is et miüglich, dat me den Vermögenden van domols alles lött un sougar retourgiëtt, wat se freuher den aremen Lühn affgequatt hent.

Iübbber dei aremen Lüh, dei gerade van eïnem Dah in den anderen koment, de Nase te hiëben, is jou wall de Spitze van Houchmaut un Ungerechtigkeit.



GESCHICHTEN UUT DEM IESERKUSER GRUND

DAT RECHTE MOOT

As et noch keine Zentralheizungen goov, woorte der Kückenherd nit kalt, un bolle jeides Johr wor ne nigge Uawenpiepe fällig. Dei kunn me nu passend maken looten bie me Heller un Köster te Olpe op me Brauke. Eines Dahs koom et Weusten Mariechen in Iserkusen an de Busstatioun bie der Post. Et feil fortens op, dat et dei Aremen wiet vüarruut streckete un sou bie twintig Zentimeiter dei Handflächen utenein heil. Sou bleif et stohn un waarte op den Bus. Andere, dei dobie stunnent, keikent un wundertent siëck. Schließlich froote der Hannes: „Mariechen, wat is los?“ – „Ach, stör miëck nit!“ – „Kann iëck die hellepen?“ – „Ach watt“, siëtt et Mariechen, „stout miëck jou nit an!

Iëk well ne nigge Piepe gualen. Iëck holle et Moot vam Uawenluacke!“

DER BIGGELENSTIËL

Enge Februar gingent freuher dei Bueren, wann et Wiar dat tauleit, in den Biarrich un hochtent dat Breuholt für den anderen Winter. Der Karl muchte awer viürhiar noch en niggen Stiël in et Biggelen maken. Dei woorte natürlich nit gekofft, dian makete me selevs ut ner giudd gewassenen Esche. Nu kroomete hei sou hinger me Huuse un goov diam Stiël noh un noh dei richtige Fuarrem.

Do sooch hei den Ecken August op siëck loskummen. Dei Karl kunn schlecht hören – dat is noch gestrunzet – un hei dachte bie siëck: „Wann der August nu vorbie geiht, dann räupet hei mie bestimmt wat tau, wahrscheinlich siëtt hei: „Wat maakest do?“ Ungerdi- amme wor der Nohber herangekummen, nuckete iamme Giudden Dag tau un reip: „Heste alt gegiatten?“ – „Oh, en Biggelenstiël“, siëtt mien Karl.

DER TRECKER

Et wor in den fufziger Johren, as de Bueren siëck umestalltent un Trecker kofftent. Dei Ossen un Peere woortent affgeschaffet un de Arrebet met nem Deutz odder Hanomag gedohn. Nu sind dei Feller in unserer Giëgend recht hängig un an mannigem Enge giëtt et ouk nen Auber.

Domols haa siëck ouk der Bauken Antiun sou nen Trecker taugelacht un bruchte dian fortens biem Habersäen. Hei haa de Sämaschine aangespannt un touch hiën un hiar op me Felle. As hei nu blous einmol noh hingen op dei Maschine keik, do touch hei ouk dat Lenk- rad rümme, un der Trecker gereit an den Auber.

Hei wor alt met einem Viüdderrad amme Hange, as der Bure dat mirreke- te. Do reip hei. „Hüh! - Hüh!“

DER DOKTOR

Freuer sooch me alt-es Lüh, dei 'ne Schwiare, en Furunkel, im Gesichte odder im Nacken haant. Me hoorte ouk van Schwiaren an anderen Stiën. Nu passeierte et dem Hannesseip ut Iserkussen, dat bie iamme sou en Geschwür am linken Schinken riepete. Et woorte schlimmer, un hei kunn nit meih sitten. Et hullep nix, hei muchte noh me Doktor in Olpe. Föiheren kunn hei nit, nit op me Rah un ouk nit im Bus. Sou ging hei te Faute iüber den Bratzkopp. In der Staat kannte hei siëck nit besonders giudd uut, un nen Familiëndoktor haa hei ouk nit. Nu koom hei an en grout Huus met nem Namenschild. Do droppe stund: „Dr. Schneider“. Nu, denket hei, do hebbe iëck jou flott miene Hüllepe gefungen.

Resolut geiht hei an de Düare un tüht an dem Glockenstrick. Nit lange, do steiht hei viür me Doktor un vertellt iamme siene Krankheitsgeschichte. Dobie wieset hei met dem Finger op dei Schwiare an der linken Schinke un fängt alt aan, siëck utteteihn.

Do siëtt der Doktor: „Leiwer Mann, iëck kann die nit hellepen!“ – „Ja, wiarümme dann nit? Iëck holle et viür Pienie nit meih uut!“ –

„Dat deut mie jou ouk Leid,“ siëtt der Olper, „abber iëck sie en Doktor der Rechte, iëck kann die bie diar Schwiare nit hellepen!“ –

Hannesseip versteiht de Welt nit meih un schenget: „Sitt ih Olper dann ratz geck geworen?-Hent ih jetzt alt einen Doktor fiür rechts un einen fiür links?“

VUELSCHAITEN

In mannigen Diörrepern vam Suerland gehörent alle Mannslüh tau me Schützenverein. Un fiür sei is de wichtigste Tied im Johre dei Stunde unger der Vuelstange, wann der nigge Kiünig utgeschuaten wert.

Nu giëtt et in jeidem Duarrepe niaber dicken Bueren un kleinen Knechten noch Lüh, dei van Geburt aan in me Nohdeile sind, weil sei körperlich odder geistig nit der Norm noh gerohn sind. Schwierig wert et nu, wann einer, dei nit sou ganz fiür viull genuammen wert, ouk op den Vuel scheiten well un Gefohr besteiht, dat hei ouk noch Schützenkiünnig wert.

Dei Offizeiere, dei de Munitioun utgiabent, kennent siëck uut in me Duarrepe un reikent sou nem Kerel dann ne Platzpatroune. Sou koom ouk einmol in einem grötteren Duarrepe der Jouseip an den Schießstand, mooterte un viseierte, nohm siëck Tied – un op eß touch hei den Hahnen an me Karabiner.

Do goov et en richtigen Ruck in de Schulter, et dümmelte ut me Loup rut un der Schall woorte van drei Biarren ase Echou retourgeschicket. Abber Jouseip wor nit ganz op den Kopp gefallen un schannte: „Do koom jou keine Kugel ruut!“

Sien Nohber kloppete iamme op de Schulter un meinte:

„Abber et het ge k n a l l t !“

DER AVEKOOTE

En Buere haa ne Saake viür Gerichte uttefechten. Hei nohm siëck en giudden Avekooten. Am fastgesatten Dah troopent siëck beie in me Amtsgerichte. Sei haant noch en wiënnig Tied und gingent op dem Flure hiën un hiar. Der Buere leit den Avekooten luter rechts gohn; wann sei siëck rümmedrehtent, ging der Buere jeïdesmol ümme sienen Begleiter rümme, domet hei dian wiër an siener rechten Siete haa. Dem Juristen woorte dat langsam te dumm, un hei sachte: „Lassen Sie doch den Unfug!“ – „Och,“ siëtt der Buere, „dat sie iëck sou gewannt: Wann iëck te Heïme met mienen Ossen föihere, dann lote iëck dei ouk luter rechts gohn!“ – Do schweïg der Avekoote stille.

GIUDDE ERNTE

Freuher gingent dei Mannslüh ut der Noberschop geren op en Pröhltiën in dei Wiarikstiën. Der Schauumiacker wor jou den ganzen Dag te Heïme un freuete siëck über jeïde Affwesselunge. Ouk biem Schmiëd un biem Schriener wor luter wat los. Sou koom eïnes Nohmiddags in der Lichtstunde Nohbers Henderich un vertallte dem Schriener, wat dian Dag sou vüargefallen wor.

Hei strunzete geren, dat wor bekannt. Hei ha de besten Blahn, un de Kauh goov de meïste Miëlleck. Nu siëtt hei: „Kerel, Peïter, vie hent diën Dag Kolleraben utgemaket. Dat sitt Klötze diën Hiarrebest! Du glöübest et nit! Abber fiev Stück, un de Mande is viull!

Iëck krieg se kuum diurrech dat Kellerluack!“—„Djunner!“ siëtt der Peïter, „dat wör jou!“ Andern Dages süht der Schriener, wou der Henderich wiër met nem Wagen Kolleraben an dat Kellerluack föihert. As dei den Ossen utgespannt het, räupet der Schriener: „Henderich, pack es iabent aan!“ Der Nober küümmet ouk fortens in de Wiarikstië. „Hillep mie es! Iëck well dei Kreissia ens bruuken!“ Der Peïter un der Henderich munt siëck richtig plohn, bit dei Kreissia niaber dem Kollerabenwagen te stohn küümmet. „Wat sall dat dann?“ wundert siëck der Buere. „Joh“, siët der Schriener, „du hest jou sou dicke Kolleraben, vie wellt dei eïnmol diurrechschneiden. Dann passent dei biatter diurrech dat Kellerluack!“

ADVENT

Freuher wor et Gesette, dat me in der Fastentied un ouk im Advent keine Hochtieden fiëren sull. Kuart viür dian Wiaken kunn et dann ouk es tau nem starreken Aandrang im Fiëren kummen. Sou ouk kuart noh me twetten Weltkriege in Ieserkusen. Et wor ouk Gesette, dat der Pastouer dei Paare viür der Hochtied dreimol sunndags in der Kiarreke „van der Kanzel schmeit“, sei woortent opgeraupen. As nu der Vikar op me Priadiggestauhle stund un et kein Enge nohm met den Namen van dian Hochtiedern, meinte hei ganz drüge: „Es scheint einen kalten Winter zu geben!“

HEUTIED

Der Wurremes Doktor ut der Ialtie haa et wiet gebracht. Dat leit hei de Lü abber ouk mirreken, wann hei es siene Ellern op dem Buerenhuave besochte. Hei leit siëck bie den Mohltieden den Diß immer witt decken un sprook blous noch op de Schrift. Dei anderen muchtent ouk houchdütsch met iamme reden, süß goov hei keinen Bescheid.

Eines Dahs ging hei ouk es met in de groute Wiëse, as do Heu gemaket woorte. Hei hullep abber nit, hei wull prohlen un stund dian anderen meistens in' me Wia. As hei nu diurrech dat Heu stulperte, sooch hei nen Stiel viür den Fäuten, dei wor abber taum grözten Deil met Gras tagedecket. „Was liegt denn da?“ froote hei siene Süster. As hei noch en Schriëtt makete, kreich hei op-es einen met diam Stiël viür den Kopp. Do reip hei: „Verdammte Harreke! - Miststücke!“

DE NOUTBICHTE

Aubers Richard is met siener Fraue in der deipen Wiëse am Mehen. Der Richard liëtt eine Schlah noh der anderen dohiën, de Karline schmitt dat Gras op de Spreih.

As nu giëgen Middag en Gewitter losgeiht, krupent beie unger ne dichte Füchte am Biarre un schuerent. De Blitze zuckent un der Diunner rummelt, et wert dian beien ganz unheimliëck in diam Gestrüpp.

Dat Karlin kritt et met der Angest te daun un siant siëck jeidesmol, wann et blitzet. Ümme en Tied siëtt et fiür den Richard: „Hör ens! Wat is, wann et uns hie doutschleit? Vie hent alt siet Ousteren nit meih gebichtet.“

Der Richard meint: „Wann Nout is, kannste jeidem diene Sünden siën. –

Du bichtest mie, un iëck bichte die, fang du ens aan!“

Hei settet siëck dohiën as en Pastouer, un et Karlin tellt op, wat et verbruaken het. As et siëck aanklaht: Iëck sie im Kommoud amme Gelle gewiast“, do dreht hei siëck rümme un siëtt: „Dovan spriakent vie nohiar noch! – Widder!“ Karlin brenget noch allerhand vüar. Taum Schluß meint der Richard: „Karlin, dat heh iëck nit hinger die gesocht!“

„Jetzt is de Riggel an die“, siëtt et Karlin. Do luert es der Richard diurrech de Rieser un meint: „Et weert heller. Et klört siëck op. Iëck glöube, dat Bichten is nit meih nödig!“

AUFBAU DES GESAMTWERKES

Zum Geleit

Ein Wort zuvor

Das Brachtpetal

Das Jahr hindurch – Landarbeit

Feldarbeit im Frühjahr

Disteln stechen, Viehweiden herrichten, Wiesen bewässern, Hafer säen, Kartoffeln legen, Gülle fahren, Rüben anbauen,

Die Heuernte

Sense dengeln, Mit Sense oder Maschine mähen, Heu wenden, Heu einfahren, Heuaufzug,

Der Anbau von Getreide

Von der Aussaat im Hauberge, Mit Sichel oder Sense schneiden, Neue Mähmethoden, Das Aufstellen der Garben, Getreide einfahren, Das Dreschen, Vom Hafer-schnitt,

Die Kartoffel

Anbau in Deutschland, Das Wort, Inhaltstoffe, Pflanzkartoffeln, Die Kartoffel-früchte, Kartoffelkäfer, Krautfäule, Ernte, Nachbarschaftshilfe, Das Sortieren, Kaf-feetrinken, Abendessen, Abendarbeit, Der Verkauf, Kartoffeln gegen Hunger, Kü-he und Wildschweine suchen die Knollen, Kartoffelfeuer,

Im Hauberge

Brennholz schlagen, Reisischanzen legen, Das Abfahren, Arbeitsgeräte, Lohe schälen, Ein dicker Baum wird gefällt,

Von Menschen und Tieren

Mensch und Tier unter einem Dach, Füttern und tränken, Kälbchen, Das Kühehü-ten, Vieh abschaffen, Fahrochsen, Pferde auf dem Acker und auf der Straße, Pfer-deliebhaber, Hunde - Freunde und Helfer der Menschen, Hund und Herr, Katzen - Schmeichler und Räuber, Katzen gehören zur Familie,

Schafe, Lämmchen, Wolle und Verarbeitung, Das Melken, Ziegen - Kühe des ar-men Mannes, Eigensinn, Hühner - Haltung und Nachzucht, Eintagsküken, Der Hahn, Feinde, Kaninchen, Kinder sorgen für die Tiere,

Vom Essen und Trinken

Essen und Trinken

Sorge um die Nahrung bei unsern Vorfahren, Sammler und Jäger, Sesshafte Bau-ern, Hungersnot und Überfluss,

DORFLEBEN IM DROLSHAGENER LAND

► DER ÜBERBLICK

Der gute alte Küchenherd

Feuer gibt Wärme und Licht, Offenes Feuer und Kochmaschine, Backofen, Herdplatte putzen, Begehrter Platz, Dämmerstunde, Wäsche trocknen, Bügeleisen, Herdnutzung am Schlachttage, Waffeln backen, Räuchern,

Die Brennnessel

Brennnessel in Schilda, Mit Dornen und Disteln im Bunde, Wehrhafte Pflanze, Brennnessel als Gemüse und Heilmittel, Vitamine und Nitrate, Fasern für Nesselstoffe,

Vom Brot

Die Bitte um das tägliche Brot, Backen mit Sauerteig, Das Kneten des Teiges, Der Backofen, Schwarzbrot oder Weißbrot, Sorge um das Brot in der Kriegszeit, Maisbrot,

Kaffeetrinken

Kaffeebohnen, Gerstenkörner rösten, Zichorien braten,

Das Butterbrot belegen

Bauern waren sparsam, Rübenkraut,

Butter

Landbutter oder Margarine, Butter heimlich bereiten, Buttermilch, Bauernhof-Besuch,

Vorsorge in den Hungerjahren

Milchwirtschaft

Gemüse

Obst

Getränke

Beeren

Fleisch – Schweinehaltung

Ferkelkauf, Futter und Auslauf,

Es wird geschlachtet

Metzgerarbeit, Der Beschauer, Zerlegen der Schweinehälften, Wurst, Pannas, Das Räuchern, In Salz legen,

Religion und Brauchtum

Über Gott und die Welt

Wegweiser durch das Leben, Die Weltanschauung, Gott, der Herrscher – Gott, der Vater, Moralvorschriften, Das Auge Gottes, Gebetszeiten, Das tägliche Gebet, Äußere Zeichen, Aberglaube – Bannsprüche – Spuk, Tod und Begräbnis, Das Gebet für die Armen Seelen, Heiligenverehrung, Sonntagsruhe,

Die Fastenzeit

Gebotene Fasttage, Fasten und Abstinenz, Karneval, Aschermittwoch, Das Fastenessen, Freiwillige Fastenopfer, die geschlossene Zeit, Passions- und Palmsonntag, Die Fastenpredigten, Klappern in der Karwoche,

Ostern

Osterhasen und Ostereier, Osterliturgie, Palmzweige werden ausgelegt, Das Osterfeuer wird bereitet, Singen am Osterfeuer, Die Verlosung der Burschen, Der Gang nach Emmaus,

Der Nikolaus kommt

Der Heilige, Der Kinderschreck – der Kinderfreund, Sein Esel,

Weihnachten damals

Der Wunschzettel, Erwartung am Heiligen Abend, Die Bescherung, Die Christmette, Geschlossene Zeit, Kriegsweihnacht,

Brauch und Sitte

Vorgaben durch die Kirche, Aufsicht durch den Staat,

Prozessionen

Der Umgang, Fronleichnamsprozession, Prozession in Eckenhagen,

Wallfahrten

Werl, Waldenburg, Dörnschlade, Hünnekeshohl,

Beim Gewitter

Vor und nach dem Konzil

Liturgische Erneuerung, Deutsche Sprache, Wortgottesdienst, Kommunionempfang, Vorabendmesse, Kommunionhelfer, Handkommunion, Das Konzil, Reformen, Unruhe, Die 68er-Generation, Schule und Familie, Tabubrüche, Familienplanung, Tod und Begräbnis,

Von Schulen und Schulwegen

Über Schule in früherer Zeit

Meine Schulzeit

Das Klassenzimmer, Das Führerbild, Schulweg, Schulmesse, Die alte Mühle, Der Stock, Der Bollerofen, Vom Unterricht, Schrift und Schreiben, Kriegswirren, Hygiene,

Schulwege zum Gymnasium

Die Aufnahmeprüfung, Wechsel des Schulgebäudes, Fliegeralarm, Fahrradpannen, Fahrten mit der Eisenbahn, Die vergessene Schultasche, Der Lastwagen-Bus, Langes Warten auf den Bus, Erkundung des Schulgebäudes, Heilkräutersammeln, Schulweg durch tiefen Schnee,

Lange Schulzeit

Postbuszeiten, Unfall am Hüttenberge, Schule bei Kriegsende, Besatzungszeit, Hefte und Bücher fehlen, Gründung des Städtischen Neusprachlichen Gymnasiums, Schulgeld, Weiterbildung um 1900, Kartoffelkäfersuche, Bessere Zeiten, Klassenausflüge,

Von Krieg zu Krieg

Vom 1. Weltkrieg

Die Inflation, die Prügelei und die Partei vüarging, Planwirtschaft und Sammelungen, Ziehungen und Wehrpflicht,

Vom 2. Weltkrieg

Informationen und Propaganda, Inquartierung, Fliegeralarm und Evakuierte, Der Krieg kümmet nöher, Bauernhäuser brent ab, Angriep op nen Zug am Olper Bahnhuave, Ein Lightning iüber Iserkusen, Viür me Inmarsch, Der Ami kümmet, Nu wor der Ami do, Ut der Besatzungstied, Gefährliche Kingerspielle, Areme Tied, Flüchtlinge und Verdrübene, Schaulspeisunge und CARE-Pakeite, Op me Schwarten Markt, Lous van Gefangenen und Vermissten.

Vom Leben auf dem Lande

Kinderspiele

Richtfest

Kleidung

Frauenkleidung, Männerkleidung, Sorge um die Kleidung, Nähmaschine, Schuhe anfertigen,

Wasser – Wäsche – Hygiene

Wasser ist Leben

Ohne Wasser keine Bauern, Wasser aus dem Brunnen, Wasser ins Haus führen, Pumpen sind eine Hilfe, Moderne Wasserversorgung

Wäsche

Reinigung und Bleiche, Trocknen, Automaten helfen, Flicker und Stopfen,

Hygiene

Körperpflege, Toiletten,

Das neue Bett

Stroh- und Kaffunterlage, Beischläfer, Wärmender Ziegelstein, Äpfel und Mäuse im Bett,

Vom Radfahren

Erwachsene lernen das Radfahren, Unter der Stange fahren, Ärger bei Wind und Wetter, Ersatzteile fehlen,

Geschichten ut dem Iserkuser Grunde

Nachwort und Register

Das Titelbild des Buches: Wilhelm Köhler (1898-1983) aus Hünsborn beim Eggen, aufgenommen von Josef Halbe.

Die Rückseite des Buches: Günter Schneider (1931-2002) aus Iseringhausen mit einem Erntewagen. Die schwarzen Knie holte sich der Junge bei der Arbeit an nicht gut getrockneten Roggengarben.

NACHWORT

Das Landleben

Die Lebensart wie wir sie vor fünfzig Jahren auf dem Dorfe noch vorgefunden und miterlebt haben, soll beleuchtet werden. Sie ist nicht mehr wirkkräftig, sie ist untergegangen.

Dabei sollen meine Artikel keineswegs die damaligen Verhältnisse verherrlichen. Die „gute alte Zeit“ war nicht durchweg gut: Mühselig gestaltete sich der Broterwerb, armselig wirkten die Lebensumstände, erbärmlich funktionierte die medizinische Versorgung, engherzig und zwanghaft dirigierte die Vorschriften mancher Obrigkeitsvertreter vor Ort und mit ihnen die soziale Kontrolle durch die Dorfgemeinschaft.

Zwei Ideen sind bei der Abfassung dieser Geschichten bestimmend gewesen:

Zum einen wollte ich die Lebens- und Arbeitsweise in der bäuerlichen Welt sachlich darlegen so wie ich sie noch durch eigene Beobachtungen erlebt habe und darum bezeugen kann.

Mehr noch aber lag mir am Herzen, die Denkweise, die Auffassungen und Anschauungen der Dorfbewohner punktuell herauszuarbeiten.

Die Mundart

Damit einhergehend liegt ein weiterer Schwerpunkt meiner Darstellung in dem sprachlichen Bereich.

„Jede Provinz liebt ihren Dialekt: denn er ist doch eigentlich das Element, in welchem die Seele ihren Atem schöpft.“ (J. W. v. Goethe, Dichtung und Wahrheit)

Das Niederdeutsche in seiner südsauerländischen Ausprägung, speziell im Drolshagener Dialekt, gehört zum kulturellen Erbe, das uns durch unsere Vorfahren zweitausend Jahre hindurch überliefert wurde.

So habe ich denn versucht, dem Drolshagener Platt ein Denkmal zu setzen, wie es auch J. H. Fehrs sich wünscht: „Plattdüütsch is en Stücker norddüütsche Kultur. Un Kultur schmitt me nit weg, me heget un pflegt se.“ (in „Spiegelsplitter“ S 392)

Bei der Lektüre wird man immer wieder Wörter aus dem Hochdeutschen entdecken. Ich habe mich mit Absicht nicht daran gegeben, diese Ausdrücke ins Plattdeutsche zu übertragen, weil mir das zu aufgesetzt, zu gestellt erscheint. Jede Sprache hat ja aus anderen Redeweisen Wörter übernommen.

Das Plattdeutsche ist nun einmal die Sprache aus dem Umgang der Dorfbewohner. Sie deckt den täglich benötigten Wortschatz ab. Sie ist nicht die Terminologie der Philosophen, steht aber durchaus nicht hinter der Umgangssprache der bürgerlichen Gesellschaft zurück. Sie ist auch nicht derber als das Hochdeutsche, vielleicht etwas offener, direkter.

DORFLEBEN IM DROLSHAGENER LAND

► NACHWORT

Wer meint, Zoten und sexuelle Anzüglichkeiten gehörten im Niederdeutschen zum Normalen, der offenbart nur seine eigene Wunschvorstellung. Er interpretiert etwas hinein, das er gerne annimmt, weil er es so sehen will.

Zum Aufbau der Arbeit:

Die vielen Geschichten sind in der Mehrzahl als abgeschlossene Einzeldarstellungen, etwa für die Plattdeutsche Runde, entstanden.

So sind bestimmte Ereignisse mehrfach – jeweils in einer separaten Geschichte – erzählt. Diese kann man aber nicht leicht herausnehmen oder kürzen, da sie für das jeweilige Thema wichtig sind. –

So erscheint „Kriegsweihnacht“ etwa in der Abhandlung von Weihnachten und im Bericht über den Krieg.

Zum „Radfahren“ gibt es Aussagen in den Texten über Schulwege und über Krieg.

Vom „Hitlergruß“ wird berichtet bei Aussagen zum Krieg und zur Schulzeit.

Zur Rechtschreibung:

Die Schreibweise des Niederdeutschen ist nicht festgelegt, darum nicht bedrängend.

Bei meinen Texten richte ich mich sehr stark nach dem Gehör, gleiche die Lautung daneben dem Hochdeutschen an.

So setze ich durchweg ein B statt eines möglichen W, so etwa in dem Wörtchen aber, das ich dann jedoch mit zwei B schreibe. Das hochdeutsche

Aber wird in Platt Abber ausgesprochen.

Wörtchen wie koom, sooch, goov schreibe ich mit doppeltem Vokal, damit die Dehnung beim Sprechen nicht übersehen wird.

Das Wörtchen „an“ schreibe ich einmal mit a, einmal mit aa: An der Giëbbelsiete streik hei de Pöste aan.

Um anzuzeigen, dass die Vokale e und i nicht immer zu einem ei oder zu einem ie verschmolzen werden, habe ich bei Bedarf Trennpunkte über diese Buchstaben gesetzt. So lautet das hochdeutsche **schief** in Platt nicht scheif wie in Schweif, sondern **scheïf**, also e und i für sich gesprochen.

Das gilt auch für das **ie**: man spricht es meist nicht als ein langes i wie in **Schiefer**, sondern **Schiëbber**.

Zu den Illustrationen:

Wesentlicher Bestandteil meiner Arbeit sind die zur Klärung eines Sachverhalts eingefügten Bilder. Mehrere Photos seit 1950 entstanden mit eigenen Kameras oder stammen aus Familienbesitz. Andere aus der früheren Zeit hat Herbert Schulte gesammelt.

Felix Stahlhacke war mir behilflich wie auch die Archive der Städte Attendorf, Olpe und Hilchenbach. Geradezu in letzter Minute konnte ich auf die Sammlung der Ortschaft Iseringhausen zurückgreifen.

Besonderer Dank aber kommt wiederum Willi Schmidt zu, der nach gezielt erfragten Bildern stundenlang in seinem Fundus gesucht oder diese erst noch aufgenommen hat.



Die Idylle trägt!

**Was in der Rückschau wie ein Leben in Ruhe
und Beschaulichkeit erscheint, ist hartes Mühen
der Erwachsenen und auch der Kinder.**

**Die „gute alte Zeit“ war ein ständiger
Daseinskampf.**